

medien

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

& zeit

**Thema:
„Medien und Zeit“
Zu Ehren von Irene Neverla**

Lob der Periodizität

**Get it first, but ...
Zum Verhältnis von Zeit und
Mobilität im Journalismus**

**Zeit der Mediatisierung -
Mediatisierung der Zeit**

**Fernsehzeit reloaded:
Medienalltag und Zeithandeln
zwischen Konstanz
und Wandel**

**Any time? Modi linearer und
nicht-linearer Fernsehnutzung**

**Parlamentszeit und Medienzeit:
Eine Analyse am Beispiel des
EU-Rettungsschirms**

**Überlegungen zu Genres und
ihre Zeit**

2/2012

Jahrgang 27

fjum_Kurse und Diskurse

Wir bieten: Mid-career Training für Journalistinnen und Journalisten.

Mit: Sree Sreenivasan +++ Gerlinde Hinterleitner
+++ Ken Doctor +++ Maria Nicolini +++ Herbert
Lackner +++ Madeleine Swistelnicki +++ Chris Moran
+++ Pari Niemann +++ Bill Mitchell +++ Richard
Gutjahr +++ David Röhler +++ Ulrike Schnellbach
+++ Guido Meyn +++ Nikolaus Forgó +++
Peter Laufer

Über: Crowdsourcing +++ Bewegtbild im Netz +++
Social Media Optimization +++ Bildredaktion +++
Entrepreneurship +++ Crashkurs Finanzmärkte +++
Innovation +++ Redigieren +++ Charisma +++
Diversity +++ Recht 2.0 +++ Schreibtraining +++
Conflict Sensitive Reporting +++ Interviewtraining
+++ Magazinjournalismus

Programm & Anmeldung: www.fjum-wien.at



medien & zeit

Inhalt

I. Zeit und journalistische Produktion

Lob der Periodizität
Walter Hömberg 7

Get it first, but ...
Zum Verhältnis von Zeit und Mobilität im
Journalismus
Margreth Lünenborg 15

II. Zeit und Medienhandeln im Alltag

Zeit der Mediatisierung -
Mediatisierung der Zeit
Friedrich Krotz 25

Fernsehzeit reloaded: Medienalltag
und Zeithandeln zwischen
Konstanz und Wandel
Jutta Röser und Ursula Hüsig 35

Any time?
Modi linearer und nicht-linearer
Fernsehnutzung
Uwe Hasebrink 44

III. Zeit und Medienangebote

Parlamentszeit und Medienzeit:
Eine Analyse am Beispiel des
EU-Rettungsschirms
Christine Landfried 53

Überlegungen zu Genres und
ihre Zeit
Elisabeth Klaus 64

Rezensionen 72

Impressum

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung
(AHK)“, Währinger Straße 29, 1090 Wien,
ZVR-Zahl 963010743
<http://www.medienundzeit.at>

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim
„Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“

Gastherausgeberinnen:

Elke Gröttmann, Judith Lohner, Corinna Lühje, Monika Pater,
Wiebke Schoon, Monika Taddicken und Stefanie Trümper

Lektorat & Layout:

Christina Krakovsky, Roland Steiner;

Christina Krakovsky, Karina Auer, Irina Pöschl

Redaktion Buchbesprechungen:

Gaby Falböck, Roland Steiner

Korrespondenten:

Prof. Dr. Hans Bohrmann (Dortmund),

Univ.-Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin),

Univ.-Prof. Dr. Ed Mc Luskie (Boise, Idaho),

Univ.-Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig),

Prof. Dr. Markus Behmer (Bamberg),

Prof. Dr. Rudolf Stöber (Bamberg)

Druck:

digitaldruck.at Druck- und Handelsgesellschaft mbH
2544 Leobersdorf, Aredstrasse 7

Erscheinungsweise:

medien & zeit erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): 6,50 Euro

Doppelheft (exkl. Versand): 13,00 Euro

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): 22,00 Euro

Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 30,00 Euro

StudentInnenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): 16,00 Euro

Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 24,00 Euro

Info und Bestellung unter abo@medienundzeit.at

Bestellung an:

ACHTUNG - NEUE ADRESSE:

medien & zeit, Währinger Straße 29, 1090 Wien
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

ISSN 0259-7446

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung
(AHK)“, Währinger Straße 29, 1090 Wien

Vorstand des AHK:

a.o. Univ.-Prof. Dr. Fritz Hausjell (Obmann),

Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitz (Obmann-Stv.),

Dr. Gaby Falböck (Obmann-Stellvertreterin),

Mag. Christian Schwarzenegger (Obmann-Stv.),

Mag. Bernd Semrad (Geschäftsführer),

Mag. Roland Steiner (Geschäftsführer-Stv.),

Mag. Gisela Säckl (Schriftführerin),

Dr. Erich Vogl (Schriftführer-Stv.),

Dr. Norbert P. Feldinger (Kassier),

Katriina Janhunen, Bakk. (Kassier-Stv.),

Mag. Klaus Kienesberger

Editorial

In ihrem Beitrag *Medien als soziale Zeitgeber im Alltag* vertritt Irene Neverla die These, jede Gesellschaft entwickle ihre eigenen Zeitkulturen und die Medien wirkten daran mit (Neverla, 2010a, S. 187). Das ist auch in der Wissenschaft nicht anders und gilt für diese Ausgabe von *medien & zeit* in besonderer Weise, die Irene Neverla aus Anlass ihres 60. Geburtstags gewidmet ist. Die vorliegende Ausgabe dokumentiert und erinnert an das Symposium „Medien und Zeit“, das im Februar 2012 in Hamburg anlässlich des runden Geburtstags stattfand. Wenngleich dieses Symposium impulsgebend für das Sonderheft war, stand doch die Relevanz des Themenzusammenhangs *Medien und Zeit* im Vordergrund bei der Entscheidung für den Themenschwerpunkt dieses Heftes. Die Beiträge der Autorinnen und Autoren sind dem Thema Zeit und Medien gewidmet; sie sind Bestandsaufnahme zu aktuellen Medien-Zeit-Fragen und Ausblick auf künftige, weiterführende Forschung zur Medien-Zeit. Insbesondere vor dem Hintergrund aktueller und künftiger Medienwandlungsprozesse und Umbrüche gewinnt ‚Zeit‘ als Kategorie in der Medien- und Kommunikationswissenschaft immer mehr an Bedeutung.

Irene Neverla hat den Themenkomplex Medien und Zeit wie keine andere Wissenschaftlerin reflektiert und seit ihrer Habilitationsschrift *Fernseh-Zeit*, die 1992 erschienen ist, weiterhin verfolgt und bearbeitet (vgl. Neverla, 1991, 1992, 1994, 1995, 1998, 1999, 2002, 2007, 2010a, 2010b, 2010c; Neverla & Lohner 2012). In *Fernseh-Zeit* werden der Begriff der Zeit, das Zeitverständnis und die Rolle der Medien theoretisch erörtert. Mit dieser Arbeit beschränkt Irene Neverla nicht nur inhaltlich, sondern auch methodisch neue Wege: Die ethnographische Studie lässt sich der Medien- und Alltagsforschung zurechnen, die sich erst Ende der 1990er breiter entwickelt hat (s. dazu Röser & Hüsig in diesem Heft). Die theoretischen Überlegungen bildeten die Basis für die Mediennutzungsstudie, in der Grundformen zeitbezogener Mediennutzungsmuster herausgearbeitet werden. Dabei fällt besonders auf, dass sich Irene Neverla als Wissenschaftlerin mit dem Thema Medien und Zeit in einer Phase medienpolitischer Entscheidungen und technischer Entwicklungen auseinanderzusetzen begann, die zu neuen medialen Programmformen, Produktionszyklen und -nutzungsweisen

führten. Die Einführung des privaten Rundfunks in Deutschland hatte auch eine erhebliche zeitliche Programmausweitung zur Folge und veränderte damit bisherige Nutzungsmuster. Aber auch neue Techniken ermöglichten die Ausweitung der Live-Berichterstattung, der zeitlichen Simultaneität von Ereignis und Berichterstattung im Journalismus. Der Zweite Golfkrieg 1990/91 gilt als erster ‚Echtzeit-Krieg‘, den die Zuschauerinnen und Zuschauer in vielen Ländern zuhause live am Bildschirm miterlebten. Insofern wurde in *Fernseh-Zeit* die Frage nach dem Verhältnis von Medien und Zeit in dem Moment aufgeworfen, als gewohnte mediale Zeiterscheinungsformen und -wahrnehmungsmuster in Bewegung gerieten.

Wenn hier nun das Thema *Medien und Zeit* gut zwanzig Jahre später erneut aufgegriffen wird, dann auch aufgrund der mit den digitalen Medien beobachtbaren erneuten Umwälzungen in der Medienproduktion, den Angeboten und der Mediennutzung. Jahrzehntlang hatten Publikations- und Sendezeiten wie zum Beispiel der Zeitung am Morgen, der Daily Soap am Nachmittag oder der Musiksendung am Mittwochabend nicht nur die Arbeitsabläufe der Produzentinnen und Produzenten bestimmt. Auch die Rezipientinnen und Rezipienten hatten spezifische Habitualisierungsmuster und Rituale in ihrer Nutzung von Medien und ihren Angeboten entwickelt. Mit der Digitalisierung, dem Internet, dem Phänomen Social Media und mobilen Endgeräten wie beispielsweise den Smartphones und Tablet PCs haben sich nicht nur *neue Produktions- und Nutzungsformen*, sondern auch *neue Zeitkulturen* entwickelt. Die neuen Technologien und Angebote ermöglichen eine zunehmende Unabhängigkeit von vorgegebenen Zeitstrukturen und so wird die gewohnte lineare durch eine „polychrone Zeitordnung“ (Neverla, 2002) abgelöst.

Zeit bildet eine zentrale Dimension der Medien in der Gesellschaft, sie wird jedoch nur selten als eigenständiges Phänomen in der kommunikationswissenschaftlichen Forschung thematisiert (vgl. Neverla, 2010b, S. 135). Irene Neverla hat diese fehlende Aufmerksamkeit bereits 1991 konstatiert und nicht zuletzt darauf zurückgeführt, dass es sich bei der Zeit nicht um einen populären inhaltlichen Gegenstand wie Politik oder Gewalt in den Medien handle (Neverla, 1991, S. 194). Die Zeitordnung bestimmt jedoch umfassend und in vielfältiger Weise mediales Handeln

auf Produktions- wie Rezeptionsseite ebenso wie Medien Vorstellungen von Zeit prägen. Zeit lässt sich analytisch mittels einer *synchronen Dimension* und einer *diachronen Dimension* fassen. Begreift man Medienkommunikation als Kreislauf von Produktion, Medieninhalten und Rezeption, der durch spezifische gelebte Kulturen und soziale Beziehungen gekennzeichnet ist (vgl. Klaus & Lünenborg, 2000), so lässt sich Zeit auf *synchroner Ebene* als gestaltende und gestaltete Größe im gesamten Prozess fassen:

- in der Produktion bei den Handelnden (Arbeitszeit) und dem Handeln (Produktionszeit)
- in den Medienprodukten und -inhalten (Periodizität, Publikationszeiten, Aktualität)
- bei der Nutzung und Rezeption von Medien (Nutzungszeit).

Ebenso spielt Zeit in ihrer *diachronen Dimension* in der Medienkultur eine wesentliche Rolle: Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft bilden Horizonte medialen Handelns – auf Produktions- wie Rezeptionsseite. Lebenszeit, Sozialisation und Biografien stellen dabei zentrale erklärende Kategorien in der Medienforschung dar. Das mediale Handeln in der Produktion wird durch die Aktualitätsvorstellung des jeweiligen Mediums bestimmt. Erst im vergangenen Jahrzehnt hat die deutschsprachige Kommunikationswissenschaft begonnen, Vergangenheits- und Zukunftsperspektiven und ihre Funktionen, beispielsweise in der journalistischen Erinnerungskultur, intensiver in den Blick zu nehmen (vgl. z. B. Neverla & Lohner, 2012).

Dieser modellhaften Systematisierung von Perspektiven auf das Verhältnis von Medien und Zeit folgt auch die Gliederung der in diesem Sonderheft versammelten Beiträge. Sie sind dementsprechend gegliedert in die Themenschwerpunkte Zeit und journalistische Produktion, Zeit und Medienhandeln sowie Zeit und Medienangebote.

Zeit und journalistische Produktion

Die Zeitfrage betrifft in ganz besonderem Maße den Journalismus und seine Medien. Der Journalismus bietet insbesondere durch regelmäßige Erscheinungs- und Sendezeiten und die aktuelle

Berichterstattung eine zentrale Orientierung über das Zeitgeschehen und erfüllt damit eine Synchronisationsfunktion für die Gesellschaft (vgl. Neverla, 2010c, S. 84). Um diese Funktion zu erfüllen hat der Journalismus Produktions- und Arbeitsweisen ausgebildet, die sich an den redaktionellen Zeitstrukturen, Erscheinungsrhythmen und Aktualitätsnormen orientieren. Die durch Standardisierung geprägte Medienzeit wird inzwischen durch eine neue Zeitkultur abgelöst, die durch Variabilität, Unabgeschlossenheit und eine Gleichförmigkeit gekennzeichnet ist, die kein Anfang und Ende mehr kennt: die „polychrone Zeit- und Medienkultur“ (Neverla, 2010a, S. 187).

Der Medienwandel und die Entwicklung der Medien und insbesondere des Journalismus als „sozialem Zeitgeber“ auf der einen Seite und das Verhältnis von journalistischer Produktion(-szeit) und Arbeitszeit auf der anderen stecken auch den Rahmen ab für die Beiträge von Walter Hömberg und Margreth Lünenborg.

In seinem Essay entwickelt Walter Hömberg in einem historischen Überblick den Zusammenhang zwischen der jeweils herrschenden Zeitkultur und den Erscheinungsweisen der Medien. Darin greift er noch einmal die grundlegenden Überlegungen seines 1990 in der *Publizistik* erschienenen Beitrags *Zeit, Zeitung, Zeitbewusstsein. Massenmedien und Temporalstrukturen* (Hömberg, 1990) auf, um die Entwicklung und Bedeutung der Periodizität unter seitdem gewandelten Bedingungen zu beleuchten. Die zunehmende Beschleunigung wird auch durch die Massenmedien als soziale Zeitgeber erfahrbar: Die Verkürzung der Periodizitätsfolgen erzeugt eine sich immer enger drehende Kommunikationsspirale.

Der anschließende Beitrag von Margreth Lünenborg befasst sich mit dem Verhältnis von Zeit und Journalismus. Im Fokus stehen dabei die zeitlichen Strukturen der journalistischen Produktion und des journalistischen Arbeitsalltags sowie das zeitliche Verhältnis von sozialem Ereignis und Medienereignis. Am Beispiel des Phänomens *Coworking Spaces* als vergleichsweise neue Form der Arbeitsorganisation freiberuflicher Journalistinnen und Journalisten untersucht sie die Flexibilisierung von Orts- und Zeitstrukturen, die zu neuen zeit-räumlichen Arrangements und temporären, sozialen Gemeinschaften führt, und disku-

tiert zudem veränderte Zeitnutzungsmuster vor dem Hintergrund internetfähiger Mobiltechnologien wie z. B. dem Smartphone. Die Geschwindigkeit, in der Journalismus Analysen liefert oder Urteile fällt, ist – so das Fazit des Beitrags – stets auch Ausdruck gesellschaftlicher (Deutungs-) Macht.

Zeit und Medienhandeln im Alltag

Den Zusammenhang von immanenten Medienzeiten auf der einen Seite und Mediennutzungsmustern (Zeitpunkt, Dauer) und zeitlicher Strukturierung des Alltags auf der anderen hat Irene Neverla (1992) am Beispiel des Programmmediums Fernsehen deutlich herausgearbeitet. Die Fernsehnutzung weist eine Vielfalt an Nutzungsmustern im Umgang mit dem sozialen Zeitgeber Fernsehen auf. Welche Nutzerinnen und Nutzer sich der Fernsehzeit unterordnen oder „das Medium mit seiner Endlosigkeit für ihre Zwecke domestiziert haben“ (Neverla, 1992, S. 206), hängt von subjektiven Zeittaktiken und -strategien, von individuellen Zeitkulturen und Temporalstrukturen ab.

Der institutionelle und technologische Medienwandel hat neue Verhältnisse hervorgebracht. Von den technologischen Möglichkeiten her gesehen sind Nutzerinnen und Nutzer z. B. durch die Interaktivität und Flexibilität der Internet-Medien nicht mehr auf lineare, von den Programmen vorgegebene Zeitstrukturen angewiesen, sondern können sich ihr Programm nach Wunsch und persönlichen Zeit- sowie Ortsbedürfnissen zusammenstellen. Wie sich der Wandel der Medien auf das Verhältnis von Medien und Rezipientinnen und Rezipienten bzw. Gesellschaft auswirkt, steht im Mittelpunkt der Beiträge in diesem Block.

Friedrich Krotz stellt in seinem Beitrag die Verknüpfung vom Medienwandel, verändertem Zeitverständnis und soziokulturellem Wandel heraus. Mediatisierung als Prozess hat zunächst per se einen starken Zeitbezug und so identifiziert er verschiedene Phasen einer Zeit der Mediatisierung in Abhängigkeit zu zeitgenössischen soziokulturellen Bedingungen. Zudem geht er der Frage einer Mediatisierung der Zeit nach, also der Bedeutung des Medienwandels für die Durchsetzung einer bestimmten Zeitordnung.

Jutta Röser und Ursula Hüsig diskutieren die *Fernseh-Zeit*-Studie von Irene Neverla (1992) zunächst im Rahmen des Mediatisierungskonzepts

und der internationalen Forschungslandschaft: Sie stellen diese Studie in eine Reihe mit der ethnografischen Aneignungsforschung der Cultural Studies, in der zeit- und alltagstheoretische Perspektiven frühzeitig eine bedeutende Rolle spielten (z. B. Morley, 1986, 1992; Gray, 1992). Die in *Fernseh-Zeit* herausgearbeiteten Konzepte dienen den Autorinnen schließlich als Analyse-rahmen eigener qualitativer Befunde bezüglich aktueller Entwicklungen der häuslichen Fernsehrezeption. Sie zeigen, dass das Fernsehen nach wie vor eine große Bedeutung für die Gestaltung von Alltagsrhythmen hat. Parallele Mediennutzung via Smartphone bzw. Laptop führt allerdings zu einer Überlagerung verschiedener Rezeptionssituationen im geteilten physischen Raum.

Uwe Hasebrink beschäftigt sich in seinem Beitrag mit der Frage, welche Formen der Fernsehnutzung sich dadurch entwickeln, dass sich Zuschauerinnen und Zuschauer immer mehr von den Vorgaben des linearen Fernsehens lösen können. Hierfür legt er das Konzept der Kommunikationsmodi zugrunde, welches annimmt, dass sich Mediennutzerinnen und -nutzer beim Umgang mit einem konkreten Dienst in einem bestimmten Modus befinden, der charakterisiert ist durch ein spezifisches Set an Erwartungen (z. B. Information und Unterhaltung). Hasebrink diskutiert die sich daraus für die Zuschauerinnen und Zuschauer ergebenden Spielräume und Konsequenzen, um abschließend einen Vorschlag zur Klassifizierung prototypischer Modi der linearen und auch nicht-linearen Fernsehnutzung vorzustellen.

Zeit und Medienangebote

Nicht nur das Medienhandeln auf Produktions- wie Rezeptionssseite ist durch Zeitkulturen, Zeitstrukturen und individuelle Zeitwahrnehmung geprägt. Als Folge von Differenzierung und verstärkt durch Digitalisierung ist gegenwärtige Zeitkultur u. a. geprägt von einer hohen „Heterogenität mit zahlreichen Feldern an Zeitkonflikten und -politiken“ (Neverla, 2010b, S. 137). Diese Heterogenität veranlasste Irene Neverla (2002) dazu, die heutige Zeitordnung als eine polychrone zu beschreiben. Zudem ist die heutige Zeitordnung geprägt von großer Beschleunigung, die sich nicht nur im Alltag als ‚Zeitnot‘ niederschlägt, sondern auch in immer kleineren Zeiteinheiten und einem „Beschleunigungswahn in den Medien“ (Neverla, 2010c, S. 84).

Diesem Konfliktpotential wendet sich Christine Landfried in ihrem Beitrag zu. Sie setzt sich mit dem Verhältnis von Parlamentszeit, den Zeitvorstellungen der politischen Exekutiven und den Zeithorizonten aktueller Medien auseinander. Am Beispiel der parlamentarischen Diskussion und der Entscheidungen zum Euro-Rettungsschirm, wird nach den (unterschiedlichen) Zeitskalen von parlamentarischen Entscheidungsprozessen und denen der Medien bzw. des Fernsehens gefragt. Landfried kommt dabei zu dem Ergebnis, dass die Zeithorizonte der Medien weniger Einfluss haben auf (zeitliche) Entscheidungsspielräume in Parlamenten als der zeitliche Druck, der durch Exekutive und Finanzmärkte aufgebaut wird.

Elisabeth Klaus greift den Gedanken von Irene Neverla auf, dass sich in den „Angebotsformen der Medien auch die spezifische Zeitkultur erkennen“ (Neverla, 2010b, S. 140) lässt und führt ihn weiter. Im Mittelpunkt ihres Beitrags steht die historisch und sozial spezifische Zeitgebundenheit von Genres als spezifischer Verknüpfung von Form, Ästhetik und Inhalt. Klaus verweist auf den engen Zusammenhang von Produktionsbedingungen, die begrenzte Zeiten für eine ständige Herstellung von Inhalten vorsehen, und der Ent-

wicklung von Genres, in denen sich die Neuorganisation von Produktionsweisen niederschlagen. Um Genres als kulturelle Praxen besser erfassen zu können, entwickelt sie erste Ideen für ein Forschungsprogramm auf den Ebenen Programmangebot/Text, Rezeption/Aneignung, Produktion/Herstellung sowie Kultur und Gesellschaft und konstatiert, dass für jede dieser Ebenen der Zeitbezug zentral ist.

Die Beiträge verdeutlichen, welchen Gewinn die Berücksichtigung der ‚Zeitfrage‘ in der kommunikationswissenschaftlichen Forschung erbringen kann; sie zeigen zudem, wie ‚Zeit‘ als soziales Konstrukt wahrgenommen und empirisch mitgedacht werden kann. Wir wünschen eine erhellende Lektüre der Beiträge, die sich auf unterschiedliche Weise von Irene Neverlas zeittheoretischen Überlegungen anregen ließen.

GASTHERAUSGEBERINNEN:
ELKE GRITTMANN, JUDITH LOHNER,
CORINNA LÜTHJE, MONIKA PATER,
WIEBKE SCHOON, MONIKA TADDICKEN
& STEFANIE TRÜMPER

Bibliographie:

- Gray, A. (1992). *Video Playtime: The Gendering of a Leisure Technology*. London: Routledge.
- Hömberg, W. (1990). Zeit, Zeitung, Zeitbewußtsein. Massenmedien und Temporalstrukturen. In: *Publizistik*, 35 (1), 5-17.
- Klaus, E. & Lünenborg, M. (2000). Der Wandel des Medienangebots als Herausforderung an die Journalismusforschung. Plädoyer für eine kulturorientierte Annäherung. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 48 (2), 188-211.
- Morley, D. (1986). *Family Television. Cultural Power and Domestic Leisure*. London: Routledge.
- Morley, D. (1992). *Television, Audiences and Cultural Studies*. London: Routledge.
- Neverla, I. (1990). Der soziale Zeitgeber Fernsehen. Das elektronische Medium als Komponente und Agens der abstrakt-linearen Zeit unserer Gesellschaft. In: *medien & zeit*, 5 (1), 3-12 (Zweitabdruck in *Media Spectrum*, 28 (9), 60-69)
- Neverla, I. (1991). *Fernsehen als Medium einer Gesellschaft in Zeitnot*. Über ‚Zeitgewinn‘ und ‚Zeitverlust‘ durch Fernsichtnutzung. In: *Media Perspektiven*, 3, 194-205.
- Neverla, I. (1992). Mediennutzung zwischen Zeitkalkül und Muße. Zum Gebrauch der Begriffe Zeit und Freizeit in der Publikumsforschung. In: W. Hömberg & M. Schmolke (Hg.). *Zeit. Raum. Kommunikation*. (Schriftenreihe der DGPK, Bd. 18, S. 30-43), München: Ölschläger.
- Neverla, I. (1992). *Fernseh-Zeit. Zuschauer zwischen Zeitkalkül und Zeitvertreib*. Eine Untersuchung zur Fernsichtnutzung. München: Ölschläger.

- Neverla, I. (1994). Zeitrationalität der Fernsehnutzung als Zwang und Emanzipation. In: M. Sandbothe & W. Ch. Zimmerli (Hg.), *Zeit – Medien – Wahrnehmung* (S. 79-88). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Neverla, I. (1995). Zeitmaschine Fernsehen. Zwischen Beschleunigung und Entschleunigung des Alltags. In: B. Franzmann (Hg.), *Auf den Schultern von Gutenberg*. Medienökologische Perspektiven der Fernsehgesellschaft (S. 269-276). Berlin, München: Quintessenz.
- Neverla, I. (1998). Zur Kontinuität der Medien in einer Kultur des Wandels. In: U. Saxer (Hg.), *Medien-Kulturkommunikation* (Sonderheft der *Publizistik*, S. 274-283). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Neverla, I. (1999). Chrono-Visionen im Cyberspace. Über die Zeitordnung der Medien in Zeiten des Internets. In: M. Schneider & K. A. Geißler (Hg.), *Flimmernde Zeiten*. Vom Tempo der Medien (S. 131-138). Stuttgart u.a.: Hirzel.
- Neverla, I. (2002). Die polychrone Gesellschaft und ihre Medien. *medien & zeit*, 17 (4), 46-52.
- Neverla, I. (2007). Medienalltag und Zeithandeln. In: J. Röser (Hg.), *MedienAlltag*. Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien (S. 43-53). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Neverla, I. (2010a). Medien als soziale Zeitgeber im Alltag. Ein Beitrag zur kultursoziologischen Wirkungsforschung. In: M. Hartmann, A. Hepp (Hg.), *Die Mediatisierung der Alltagswelt* (S. 183-194). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Neverla, I. (2010b). Zeit als Schlüsselkategorie der Medienkultur und ihrer Wandlungsprozesse. In: A. Hepp, M. Höhn, M. & J. Wimmer (Hg.), *Medienkultur im Wandel* (Schriftenreihe der DGPK, S. 135-147). UVK: Konstanz.
- Neverla, I. (2010c). *Journalismus in der Zeit – Zeit im Journalismus*. Über Aktualität als Leitkategorie. In R. Hackel-de Latour, C. Klenk, M. Schmolke & U. Stenert (Hg.), *Vom Vorwort bis zum Friedhofsgespräch*. Randlinien gesellschaftlicher Kommunikation. Festschrift für Walter Hömberg (= *Communicatio Socialis*, Beiheft 11, S. 83-94). Ostfildern-Ruit: Matthias-Grünwald-Verlag.
- Neverla, I. & Lohner, J. (2012): Gegenwärtige Vergangenheit im Journalismus. Erinnerung als Element in der Konstruktion von Aktualität. In: N. Springer, J. Raabe, H. Haas & W. Eichhorn (Hg.), *Medien und Journalismus im 21. Jahrhundert*. Herausforderungen für Kommunikationswissenschaft, Journalistenausbildung und Medienpraxis (S. 281-303). Konstanz: UVK.

Lob der Periodizität¹

Walter Hömberg

Fachbereich Journalistik, Katholische Universität Eichstätt /
Universität Wien

Abstract

Für die soziale Konstitution von Zeit spielen die Massenmedien eine zentrale Rolle. Ein Überblick über die geschichtliche Entwicklung zeigt, dass mit Einführung der Periodizität eine neue Stufe der Medienevolution beginnt. Die kontinuierliche Weitergabe des Nachrichtenstoffes ermöglicht eine regelmäßige Unterrichtung des Publikums. Dass sich in der Geburtszeit der Moderne die periodische Erscheinungsweise als Instrument der Kommunikationsrationalisierung durchsetzt, lässt sich auf soziale, politische, wirtschaftliche und technologische Faktoren zurückführen. Damit wird das occasionelle Zeitbewusstsein durch ein zyklisches Zeitbewusstsein ergänzt. Die Etablierung von Simultanmedien fördert ein lineares Zeitbewusstsein. Die Medienangebote strukturieren den Alltag und synchronisieren den gesellschaftlichen Kommunikationsprozess. Die zunehmende Beschleunigung führt zu einer Kommunikationsspirale, deren Kreise immer enger werden und auch gegenläufige Zeitkonzepte hervorrufen.

I.

„Die Zeit ist ein sonderbar Ding“, so räsoniert die Marschallin im Rosenkavalier. „Wenn man so hinlebt, ist sie rein gar nichts. Aber dann auf einmal, da spürt man nichts als sie.“ Besonders spürt man sie an Zeit-Jubiläen wie Jahrestagen oder prominenten runden oder ovalen Geburtstagen.

Wir wissen alle aus eigener Erfahrung, dass wir die Geschwindigkeit des Zeitablaufs in unterschiedlichen Situationen unterschiedlich schnell erleben. Bei monotonen Tätigkeiten kriecht die Zeit wie eine Schnecke, abwechslungsreiche Stunden dagegen können wie im Fluge vergehen. Albert Einstein, der die Relativität der physikalischen Raum-Zeit-Strukturen nachgewiesen hat, drückt das noch plastischer aus:

*When a man sits with a pretty girl for an hour,
it seems like a minute. But let him sit on a hot
stove for a minute – and it's longer than any
hour.*

Unangenehme Gefühle, Trauer, Schmerz, Schuld und Ermüdung bremsen das Erleben des Zeitablaufs. Auch das Warten kann das Zeiterleben verlangsamen; etwa, wenn man sich auf einen Umtrunk und ein sicherlich opulentes Buffet freut, aber vorher noch viele Vorträge anhören muss. Demografische Variablen spielen ebenfalls eine Rolle. So läuft für ältere Menschen die Zeit schneller ab als für jüngere. Wir erinnern uns an die eigene Kindheit: Wie lang war die Zeit bis zu den nächsten Sommerferien und zum nächsten Geburtstagsfest! Und mit zunehmendem Alter galoppieren die Jahre ...

Wir haben kein eigenes Sinnesorgan, um die Zeit wahrzunehmen. Der Zeitsinn, das heißt die Fähigkeit, zeitliche Dauer und Ordnung von Sachverhalten zu unterscheiden, beruht darauf, dass die durch verschiedene Sinnesorgane vermittelten Sinnesdaten zusammenfassend ausgewertet werden. Experimentalpsychologen und Neurobiologen orten die periodischen Zeitgeber in den rhythmischen Prozessen neuronaler Netze. Deren

¹ Vortrag beim Symposium „Medien und Zeit“ am 17. Februar 2012 an der Universität Hamburg. Der Text wurde um Hinweise auf wissenschaftliche Literatur ergänzt, der

Vortragstil aber beibehalten. Der Verfasser greift teilweise zurück auf seine Bamberger Antrittsvorlesung (Hömberg, 1990).

Signale werden gemäß dieser Hypothese im Zwischenhirn und in der Großhirnrinde ausgewertet. In einem aufschlussreichen aktuellen Interview betont der texanische Neurowissenschaftler David Eagleman, „dass unser Gehirn die Zeit nicht passiv registriert, sondern je nach Besonderheit der Umstände aktiv konstruiert“ (*Der Spiegel* vom 13. Februar 2012, S. 110; vgl. auch Eagleman, 2012).

Nach der psychologischen, der physikalischen und der biologischen Zeit sind wir nun bei der sozialen Zeit. Einer der entscheidenden sozialen Zeitgeber in entwickelten Gesellschaften sind die Massenmedien. Um diese These zu entfalten, möchte ich zu einer kurzen Zeitreise in die Geschichte der Medien einladen. Anschließend werde ich versuchen, die historisch-genetisch gewonnenen Erkenntnisse vor dem Hintergrund sozialwissenschaftlicher Zeitforschung systematisch zu interpretieren.

II.

In sogenannten primitiven Gesellschaften sind die Zeitbezeichnungen noch nicht systematisch aufeinander bezogen, sondern stehen unverbunden nebeneinander. Es fehlt das Bewusstsein der Folge und der Kontinuität (vgl. Schmied, 1985, S. 133-134). Erst im Laufe der sozialen Evolution wird die zunächst vorherrschende Orientierung an *Zeitpunkten* erweitert durch eine Orientierung an *Zeiträumen*. Ähnliches lässt sich auch in der Entwicklung der Medien beobachten.

Die gedruckten Nachrichtenmedien der Frühdruckzeit galten zunächst primär einzelnen Ereignissen. Die Berichtsansätze und Berichtsubjekte sind meist schon im Titel genannt. So ist 1530 eine *Neue Zeitung des Erschrocklichen grossen wassers* erschienen, die von einer Überschwemmung an der Nordseeküste berichtet (vgl. Lindemann, 1969, S. 67) und davon zeugt, dass es Überschwemmungen in Hamburg nicht erst seit der großen Flut von 1962 gibt. Neben den Haupt- und Staatsaktionen, den Schlachten und Kriegen, den Niederlagen und Siegen, den Verträgen und Verordnungen erscheinen den Verfassern, Herausgebern und Druckern vor allem die Ereignistypen „Katastrophe“ und „Mirakel“ nachrichtenwürdig.

Die Einführung der *Periodizität* bedeutet eine neue Stufe der Medienevolution. Der Nachrichtenstoff wird jetzt kontinuierlich gesammelt, verarbeitet und weitergegeben. Für die Bezieher und Leser ist damit eine regelmäßige Unterrichtung

gemäß den Kommunikationsplänen des jeweiligen Mediums sichergestellt. Das *Zeitpunkt*-Medium wird zum *Zeitraum*-Medium.

III.

Als ältestes periodisches Druckwerk kann der Kalender gelten. Nachdem sich die ersten Ausgaben dieser „Zeitweiser“ hauptsächlich auf die Kalendarien beschränkt hatten, kamen mit der Ablösung des Julianischen durch den Gregorianischen Kalender im Jahre 1582 Versionen heraus, die auch Geschichten, Gespräche und Ratgebertexte enthielten. Wenige Medien erreichen so hohe Auflagen, weshalb autoritäre und totalitäre Systeme bis heute intensive Kalenderzensur betreiben. Die Reichsschrifttumskammer richtete 1937, als die Gesamtauflage der deutschen Kalender bei 25 Millionen Exemplaren lag, eine sogenannte „Kalenderberatungsstelle“ ein. Moniert wurde etwa, dass in einem Kalender der 20. April als Geburtstag Mohammeds ausgewiesen sei; an diesem Tag hatten die Kinder schulfrei – aber nicht Mohammeds, sondern „Führers Geburtstags“ wegen (vgl. Rohner, 1978, S. 53).

Was die Jahresperiodizität betrifft, so erscheinen auch die „Prognostica“ und „Practica“ in diesem Rhythmus, astrologische Vorhersagen zu einem bestimmten Ereignis oder für das laufende Jahr. Karl Schottenloher (1985) bezeichnet sie in einer paradoxen Formulierung als „jährlich wiederkehrendes Tagesschrifttum“ (S. 191).

Bereits zweimal jährlich kam seit 1583 in Köln die *Relatio historica* heraus, und zwar jeweils zu den Verkaufsmessen im Frühjahr und Herbst. Diese erste Messrelation, die bald Nachahmer fand, fasste Nachrichten aus allen Teilen Europas zusammen. Die Periodizitätssequenzen werden bald kürzer: Bereits für 1597 ist eine Monatschrift nachgewiesen, erschienen in Rorschach am Bodensee. Die Ausgaben enthalten vor allem politische Meldungen, aber auch Berichte über wirtschaftliche und gesellschaftliche Themen.

Um die Wende zum 17. Jahrhundert dann die ersten wöchentlichen Zeitungen. Zwei vollständige Jahrgänge sind erhalten von 1609: die Straßburger *Relation* und der Wolfenbütteler *Aviso*. Die *Relation* wurde wohl schon seit 1605 gedruckt. Hamburg war später dran: Erst 1618 ist hier eine Zeitung überliefert, die zunächst keinen Titel hatte und im Jahr darauf als *Wöchentliche Zeitung auß mehrerley örther* erschien (vgl. Lindemann, 1969, S. 93).

Bis zur Jahrhundertmitte folgt eine weitere Verkürzung der Erscheinungsintervalle: 1650 kommt in Leipzig mit den *Einkommenden Zeitungen* das erste Tagblatt heraus. Man sollte sich erinnern: Die Bezeichnung Journalismus ist abgeleitet von französisch *jour*, der Tag. Das tägliche Erscheinen war allerdings bis ins 19. Jahrhundert noch nicht die Regel. Die meisten Zeitungen werden zwar mehrmals in der Woche gedruckt, aber noch nicht jeden Tag. Andererseits steigern einige Blätter nach der Industrialisierung ihren Erscheinungsrhythmus auf zwei-, drei-, ja viermal täglich.

Dass sich in der Geburtszeit der Moderne die periodische Erscheinungsweise in einem Zeitraum von nur etwa zwei Jahrzehnten durchsetzte, hat viele Gründe: Der Ausbau des Post- und Nachrichtenverkehrs, die Verbesserung der Drucktechnik, die Karriere der Natur- und Erfahrungswissenschaften, die steigende Bevölkerungsdichte, die wachsende Zahl der Gewerbe und Berufe, die Zunahme des Geldvermögens, die Expansion des Handels – all dies kam zusammen. Aus politischen und aus wirtschaftlichen Gründen waren immer mehr Menschen auf regelmäßige, verlässliche und schnelle Information angewiesen. Die periodische Erscheinungsweise war ein wichtiges Instrument der Kommunikationsrationalisierung.

IV.

Während in den punktuellen Ad-hoc-Veröffentlichungen ein *occasionales* Zeitbewusstsein zum Ausdruck kommt, repräsentieren die periodischen Veröffentlichungen ein *zyklisches* Zeitbewusstsein (vgl. auch Rammstedt, 1975). Die Periodizitätssequenzen entsprechen dabei den Zyklen der astronomischen Zeit: Jahr, Monat, Tag – diese Zeiteinheiten folgen der Bewegung der Himmelskörper, konkret: von Erde, Mond und Sonne. Zyklisch heißt bekanntlich kreisförmig. Konstitutiv sind hier der Zusammenfall von Vollendung und Neubeginn und das Prinzip der Wiederkehr. Zyklisches Zeitbewusstsein dominiert in archaischen Gesellschaften. Viele Verhaltensweisen sind

dort ritualisiert und werden in der Wiederholung aktualisiert.

In unserem Kulturkreis hat das zyklische Zeitbewusstsein schon früh Konkurrenz erhalten durch *lineare* Zeitvorstellungen. Diese wurden vor allem durch das teleologische Denken des Judentums eingeschleust, das mit seiner Annahme eines Ziels der Geschichte im Christentum weiterwirkt. Säkularisierte Ableger findet man in manchen geschichtsphilosophischen Konzepten bis hin zu neuzeitlichen Sozialutopien. Fleisch geworden ist dieses Denken in der wissenschaftlich-technisch-industriellen Revolution.

Zeitdisziplin – als bürgerliche Tugend wurde sie bereits während der Aufklärungszeit mit Nachdruck gefordert. Bei Knigge heißt es: „Sei streng, pünktlich, ordentlich, arbeitsam, fleißig in Deinem Berufe!“ Goethe notiert im *West-östlichen Divan*: „Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit.“ Selbst der *Zeitvertreib* hat nützlich und vernünftig zu sein. So haben es die Moralischen Wochenschriften eingebläut – ein neuer Medientyp, der von Hamburg aus den deutschen Sprachraum eroberte (vgl. Martens, 1971).

Benjamin Franklin hat 1748 in seinem *Advice to a Young Tradesman* die klassische Transferregel des Industriezeitalters formuliert: „Remember time is money“. Zeit ist Geld – damit war die neue Leitformel der Moderne geboren.

Von der Zeitdisziplin war der Schritt nicht weit zur rigiden *Zeitökonomie*. Benjamin Franklin hat 1748 in seinem *Advice to a Young Tradesman* die klassische Transferregel des Industriezeitalters formuliert: „Remember time is money“. Zeit ist Geld – damit war die neue Leitformel der Moderne geboren.

Die Fabrik als neuer Organisationstyp von Arbeit, die Maschine als wichtigstes Produktionsmittel – beide verlangten nach strenger *Synchronisierung*. Dieses kollektive Erziehungsprogramm durchzupauken, das war nicht nur eine der zentralen Aufgaben der Pädagogik, sondern auch der Publizistik des 19. Jahrhunderts. Dies bedeutete die Popularisierung des linearen Zeitbewusstseins, einer Zeitvorstellung, die durch die Merkmale „homogen“, „quantitativ“ und „unendlich teilbar“ charakterisiert werden kann (Schmied, 1985, S. 38).

Die calvinistisch-puritanisch-pietistische Arbeits- und Wirtschaftsethik fand in den Medien ihre populären Sprachrohre – übrigens nicht nur im

Kapitalismus, sondern auch im Kommunismus. Kurz nach der Oktoberrevolution entstanden in den sowjetischen Städten sogenannte Zeitligen, deren Mitglieder sich den rationalen Umgang mit der Zeit zum Ziel gesetzt und die über Zeitplanung und Zeitverbrauch genau Buch zu führen hatten. Die Zeitungen enthielten eine eigene Rubrik mit dem Titel *Kampf um die Zeit* (vgl. Wendorff, 1983, S. 69-70). Der amerikanische Kulturkritiker Lewis Mumford hat festgestellt:

Die Uhr, nicht die Dampfmaschine, ist die maßgebende Maschine für das moderne Industriezeitalter. Für jede Phase seiner Entwicklung ist die Uhr sowohl das hervorragende Faktum als auch das typische Symbol der Maschine: noch heute ist keine Maschine so allgegenwärtig.
(Mumford, 1934, S. 14)

V.

Die Geschichte der Zeitmessung zeigt eine Tendenz zu immer größerer Präzision. Zunächst wurde Zeit als Erlebnisfolge begriffen und nach sozialen Aktivitäten bestimmt. Die frühen Geräte zur Messung, die Sonnen- und Wasser-, die Feuer- und Sanduhren, sind Ausdruck eines fließenden Zeitverständnisses. Mit der Entwicklung der Räderuhr im späten Mittelalter beginnt eine Wende: Die Zeit wird jetzt zum Abstraktum, mechanisch zerlegbar in jeweils gleichwertige Abschnitte.

Zeigten die ersten Uhren nur die Stunden an, so schickt Swift im Jahre 1726 seinen Gulliver schon auf die Reise mit einer Taschenuhr, die auch die Minuten signalisiert – und weil dieser sie dauernd zu Rate zieht, glauben die Liliputaner, sie sei Gullivers Gott. Wir kennen die weitere Entwicklung: Unsere Uhren zeigen inzwischen Sekunden und Zehntelsekunden an. Beim Ski- und beim Pferderennen können Hundertstel und Tausendstel entscheiden. Mit spektrometrischen und oszillographischen Verfahren werden Mikro-, Nano- und Picosekunden gemessen.

Die Nanosekunde, das heißt: die Milliardstelsekunde, ist die zentrale Zeiteinheit des Computers. Mit dem Eindringen der elektronischen Datenverarbeitung in unsere Arbeits- und Lebenswelten hat sich die Zeitperspektive unvorstellbar beschleunigt, und das im wörtlichen Sinne: Die Computerzeiten lassen sich nicht mehr bewusst wahrnehmen. Und die vielen, vielen Millionen

Operationen in der Sekunde, für die früher ein großes Rechenzentrum benötigt wurde – die schafft heute ein kleines Smartphone.

Der Zeit-Sprung ins Digitale zeigt sich plastisch in der Entwicklung der Uhren: Zwar teilt auch die Analoguhr die Zeit in homogene Abschnitte ein, aber auf ihr runden sich die Stunden, und das Ziffernblatt folgt dem Rhythmus des Sonnentages. Ganz anders die Digitaluhr: Ihre Zahlenfolgen zerschneiden das Zeitkontinuum in isolierte Stücke, die Zeitsequenzen werden zu Salami-Scheiben ohne jeden Zusammenhang.

Wie der soziale Zeitgeber Presse, so fand auch der mechanische Zeitgeber Uhr im 19. Jahrhundert Verbreitung in weitesten Bevölkerungskreisen. Als Rathaus- und Kirchenglocke zunächst Gemeinschaftsbesitz, dann als Haus-, Stuben- oder Taschenuhr Prestigeobjekt bei den Begüterten, bringt das 19. Jahrhundert schließlich für fast jedermann erschwingliche Gebrauchschronometer hervor. Der Bedarf produziert hier das Angebot – ähnlich wie bei der Massenpresse.

VI.

Eisenbahn und Dampfboot, elektrische Telegrafie und Telefonie beschleunigen den Nachrichtenverkehr enorm. Dies führt zusammen mit neuen Produktionsverfahren, mit Xylografie, Stereotypie und Schnellpresse, zu gesteigerter Aktualität in der Medienkommunikation. Das älteste Nachrichtenblatt, in dem die Bezeichnung *Neue Zeitung* auftaucht, enthält noch einen Bericht von der Wiedereroberung der Insel Lesbos durch die Venezianer und Franzosen, die damals bereits rund zwei Jahre zurücklag (vgl. Koszyk, 1972, S. 43-44).

Mit der Einführung der Periodizität verändert sich das Aktualitätsverständnis immer mehr in Richtung der Erscheinungsintervalle. Ein Blatt des französischen Karikaturisten Honoré Daumier zeigt eine Zeitungshändlerin, die einem Passanten eine Zeitungsausgabe anbietet. Dieser beschwert sich: „Ich habe Ihr Journal gekauft, und ich finde nicht die neuesten Nachrichten von heute.“ Die Händlerin erwidert: „Mein Herr, die Nachrichten von heute, die waren in dem Journal von gestern“ (zit. nach Groth, 1960, S. 175). Robert Eduard Prutz schreibt in seiner *Geschichte des deutschen Journalismus*:

Der Journalismus überhaupt, in seinen vielfachen Verzweigungen und der ergänzenden

Mannigfaltigkeit seiner Organe, stellt sich als das Selbstgespräch dar, welches die Zeit über sich selber führt. Er ist die tägliche Selbstkritik, welcher die Zeit ihren [sic] eigenen Inhalt unterwirft; das Tagebuch gleichsam, in welches sie ihre laufende Geschichte in unmittelbaren, augenblicklichen Notizen einträgt.
(Prutz, 1845, S. 7)

Nun ist freilich nicht nur die Gegenwart, dieser schmale Korridor zwischen Zukunft und Vergangenheit, das Berichtsfeld der aktuellen Medien. Sie sind vielmehr auch eine Bühne, auf der permanent Vergangenheit vergegenwärtigt wird; etwa in der Aktualisierung der kalendarischen Riten, der religiösen und weltlichen Festkreise, auch in den mannigfachen Jahresjubiläen, ohne die kein Tag vergeht (vgl. u.a. Ammann, 2010).

Auch die Nostalgie- und Modewellen finden hier ihre publizistischen Vehikel: die Wiederentdeckung des Jugendstils, der zwanziger, der fünfziger Jahre ... Inzwischen sind wir längst im Mittelalter angekommen. Umberto Eco (1984) konstatiert kokett: „[...] die Gegenwart kenne ich nur aus dem Fernsehen, über das Mittelalter habe ich Kenntnis aus erster Hand“ (S. 22). Eco hat übrigens gerade seinen Weltbestseller *Im Namen der Rose* in einer überarbeiteten Neuauflage herausgebracht. Zu den wenigen Stellen, die er ändern musste, gehört der Begriff „Sekundenschnelle“ (*Süddeutsche Zeitung* vom 6. Februar 2012, S. 14). Im Mittelalter gab es noch keine Sekunden als Zeiteinheit ...

VII.

Bereits Prutz (1845) hat gesehen, dass „das Moment der Gleichzeitigkeit oder doch wenigstens der möglichsten Annäherung an die Gleichzeitigkeit“ (S. 201) im Zeitungsbezug impliziert ist. Mit den neuen Telemedien Hörfunk und Fernsehen ist seit Beginn des vergangenen Jahrhunderts diese Gleichzeitigkeit erreicht. Man könnte sie statt als Fern- auch als Schnell-, also als Tachomedien bezeichnen. Über die Periodizität hinaus hat sich damit eine neue Dimension der Medienzeit aufgetan: die *Simultaneität*.

Eines der wenigen halbwegs konsentierten „Gesetze“ der Kommunikationswissenschaft besagt,

dass neue Medien die alten nicht verdrängen, sondern – teilweise begleitet von Funktionsverschiebungen – ergänzen (vgl. Riepl, 1913, S. 4-5). Dieses sogenannte Komplementaritätsgesetz lässt sich auch auf die Temporalstruktur anwenden: Die Monatsschriften haben die Jahreskalender nicht verdrängt, die Tageszeitungen nicht die Wochenblätter, der Rundfunk nicht die Presse. Allgemeiner formuliert: Die periodischen Medien haben nicht die ereignisfixierten Ad-hoc-Medien, die Simultanmedien nicht die periodischen verdrängt. Das „Komplementaritätsgesetz“ trifft auch auf das Zeitbewusstsein zu: Die zyklische Zeit ergänzt die occasionale und die lineare die zyklische.

Nun ist freilich nicht nur die Gegenwart, dieser schmale Korridor zwischen Zukunft und Vergangenheit, das Berichtsfeld der aktuellen Medien. Sie sind vielmehr auch eine Bühne, auf der permanent Vergangenheit vergegenwärtigt wird.

Auf verschiedenen Entwicklungsstufen, in unterschiedlichen Gesellschaftsformationen zeigen sich allerdings divergente Mischungsverhältnisse. In unserem Kulturkreis dominiert das lineare Zeitbewusstsein. Die Simultanmedien, die dieses Bewusstsein in besonderer Weise verkörpern, sind soziale Zeitgeber auch da-

durch, dass sie den Tagesablauf strukturieren und die Medienzuwendung synchronisieren.

Irene Neverla hat dies in ihrer Habilitationsschrift am Beispiel des Fernsehens eingehend untersucht. Unter dem Titel *Fernseh-Zeit. Zuschauer zwischen Zeitkalkül und Zeitvertreib* ist diese Studie 1992 als erster Band unserer damals neu gegründeten Buchreihe „Forschungsfeld Kommunikation“ erschienen. Auch später hat sie das Thema Temporalstrukturen der Medien nicht losgelassen. Ich erinnere nur an ihre wegweisenden Aufsätze *Chrono-Visionen im Cyberspace. Über die Zeitordnung der Medien in Zeiten des Internets* (1999) und *Medienalltag und Zeithandeln* (2007).

Die Einführung und Entwicklung des Personal Computers, der Individualkommunikation, Gruppenkommunikation und Massenkommunikation verbindet, bedeutet geradezu eine Revolution. Sie ermöglicht sowohl individuellen Austausch als auch den Zugriff auf den globalen Kommunikationsraum Internet. Die neuen kommunikativen Dienstleistungen erlauben die Kombination unterschiedlicher Medienangebote

sowie die interaktive Nutzung über diverse Rückkanäle (vgl. Burkart & Hömberg, 2011; Nowzad, 2011, S. 200-209). Während der Beginn der Mediengeschichte durch Probleme des Mangels gekennzeichnet ist, haben wir heute mit Problemen der Fülle zu kämpfen. Da hilft nur ein möglichst rationaler Umgang mit den schier endlosen Kommunikationsofferten – etwa durch einen selbstbestimmt limitierten periodischen Zugriff auf diese Angebote.

Der neue Kommunikationsraum Internet, die Digitalisierung und die Mobilkommunikation – über Chancen und Gefahren dieser technologischen und kommunikativen Innovationen wird heftig gestritten. Irene Neverla hat die aktuelle Situation unter dem Begriff „polychrone Zeitordnung“ (u.a. 2010, S. 90) zusammengefasst und deren Ambivalenz eindrucksvoll analysiert.

VIII.

Wie wichtig die Dimension „Zeit“ für die Kommunikationsforschung ist, zeigt auch ein Blick auf die Nutzungsdaten: Fast zehn Stunden wendet der Durchschnittsdeutsche sich jeden Tag den Massenmedien zu (vgl. Reitze & Ridder, 2011). Der Löwenanteil, nämlich 90 Prozent dieser Zeit, entfällt dabei auf die elektronischen und digitalen Medien. Mehr als dreieinhalb Stunden sehen wir täglich fern, und gut drei Stunden hören wir Radio. Wenn man die Nutzungszeiten hochrechnet, dann verbringt der Zeitgenosse durchschnittlich 33 Jahre seines Lebens mit den Medien. Das ist relativ viel – vor allem, wenn man bedenkt, dass der Durchschnittsdeutsche nur zwei Wochen seines Lebens mit Küssen verbringt.

Die Massenmedien sind jedoch nicht nur *Zeitfresser*, sondern auch *Zeitmesser*. Mit ihren unterschiedlichen Erscheinungsrhythmen strukturieren sie das Jahr, den Monat, die Woche. Auch der kleinste astronomische Zyklus, der Tag, wird durch die Medienzuhaltung gegliedert. Der Hörfunk, der für seine Nachrichtensendungen den Stundenrhythmus bevorzugt, ist vor allem ein Morgenmedium. Auch die Tageszeitung wird hauptsächlich am Vormittag genutzt. Hegel hat die morgendliche Zeitungslektüre als „eine Art von realistischem Morgensegen“ bezeichnet. Das Fernsehen dagegen ist ein Abendmedium: Um 18, um 19 und um 20 Uhr steigt die Zahl der Zuschauer jeweils sprunghaft an, bis sie kurz nach 20 Uhr fast zwei Drittel der Bevölkerung erreicht. Als Gegenstück zur Organisation der Arbeit ist

auch die Freizeit durchstrukturiert, und die Medienangebote setzen dabei zentrale Zeitmarken. Die Kultur- und Technikentwicklung steht im Zeichen einer zunehmenden Beschleunigung. Jetzt geraten sogar die geltenden Naturgesetze in Gefahr: Bei einem Experiment im Teilchenbeschleuniger des Forschungszentrums Cern bei Genf brauchten die Neutrinos für die Strecke Genf – Rom angeblich nur 2,4 Millisekunden – 60 Nanosekunden weniger als das Licht. Hätte sich diese Meldung nicht als Messfehler herausgestellt, wäre damit sogar das Einsteinsche Tempolimit durchbrochen worden.

Nochmals: Für die soziale Konstitution von Zeit spielen die Massenmedien eine zentrale Rolle. Wir haben gesehen, dass sie den gesellschaftlichen Kommunikationsprozess synchronisieren. Die Periodizitätsfolgen haben sich mehr und mehr verkürzt – eine *Kommunikationsspirale*, deren Kreise immer enger werden.

IX.

Mit dem Zerfall des Fortschrittconsensus werden zunehmend gegenläufige Zeitkonzepte propagiert: etwa die ruhende Zeit der Meditation, wie sie in asiatischen Religionen beheimatet ist, oder die *Entdeckung der Langsamkeit* als ästhetisches Programm. John Franklin, der Held in Nadolnys gleichnamigen Roman, konnte nur deshalb zum genialen Seefahrer werden, weil er so langsam war und die Kunst der genauen Wahrnehmung beherrschte. Seine Darstellung, zuerst 1983 erschienen, hat inzwischen viele Auflagen erlebt und ist längst zum Kultbuch avanciert.

Psychologen, Pädagogen und Philosophen wenden sich heute immer mehr gegen die Gleichsetzung von Schnelligkeit und Fortschritt. Zeitökologie statt Zeitökonomie heißt die Devise. In Klagenfurt wurde im Herbst 1990 sogar ein „Verein zur Verzögerung der Zeit“ gegründet. Vor einigen Jahren habe ich diesen Verein um Informationsmaterial gebeten. Die Antwort kam postwendend. Nach diesem eklatanten Verstoß gegen den Vereinszweck habe ich von einer Mitgliedschaft abgesehen – wobei mir die wunderbare Geschichte von Sigismund von Radecki über den *Postwender* eine Warnung war.

Auch die Wissenschaft hat inzwischen das kreative Potenzial der Langsamkeit wieder entdeckt. Das Manifest der 2010 in Berlin gegründeten „Slow

Science Academy“ postuliert: „Science needs time to think. Science needs time to read, and time to fail.“ Vorläufer dieser Position kann man im Literaturtempel von Hanoi entdecken: Die Namen und die Thesen der erfolgreichen Absolventen der konfuzianischen Akademie aus den Jahren 1442 bis 1779 sind dort auf riesigen Stelen graviert.

Und diese stehen alle auf steinernen Schildkröten als Symbol der Langsamkeit – und der Weisheit.

Wie auch immer sich Zeitvorstellungen wandeln mögen, bis heute hat für viele Menschen die alte Regel aus den Oden des Horaz Gültigkeit: *Carpe diem* – pflücke den Tag!

Bibliographie:

- Ammann, I. (2010). Gedenktagsjournalismus. Bedeutung und Funktion in der Erinnerungskultur. In: K. Arnold, W. Hömberg & S. Kinnebrock (Hg.) *Geschichtsjournalismus*. Zwischen Information und Inszenierung (S. 153-167). Berlin: Lit.
- Burkart, R. & W. Hömberg (2011). Elektronisch mediatisierte Gemeinschaftskommunikation. Eine Herausforderung für die kommunikationswissenschaftliche Modellbildung. In: B. Roland & W. Hömberg (Hg.) *Kommunikationstheorien*. Ein Textbuch zur Einführung. (5. Aufl., S. 258-269). Wien: Braumüller.
- Eagleman, D. (2012). *Inkognito*. Die geheimen Eigenleben unseres Gehirns. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Eco, U. (1984). *Nachschrift zum „Name der Rose“*. 5. Aufl. München/ Wien: Hanser.
- Groth, O. (1960). *Die unerkannte Kulturmacht*. Grundlegung der Zeitungswissenschaft (Periodik). Bd. 1, Berlin: de Gruyter.
- Hömberg, W. (1990). Zeit, Zeitung, Zeitbewußtsein. Massenmedien und Temporalstrukturen. In: *Publizistik*, 35 (1), 5-17.
- Koszyk, K. (1972). *Vorläufer der Massenpresse*. Ökonomie und Publizistik zwischen Reformation und Französischer Revolution. Öffentliche Kommunikation im Zeitalter des Feudalismus. München: Goldmann.
- Lindemann, M. (1969). *Deutsche Presse bis 1815*. Geschichte der deutschen Presse, Teil I. Berlin: Colloquium.
- Martens, W. (1971). *Die Botschaft der Tugend*. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften. 2. Aufl. Stuttgart: Metzler.
- Mumford, L. (1934). *Technics and Civilisation*. New York: Harcourt, Brace and Co.
- Neverla, I. (1992). *Fernseh-Zeit*. Zuschauer zwischen Zeitkalkül und Zeitvertreib. Eine Untersuchung zur Fernsehnutzung. München: Ölschläger.
- Neverla, I. (1999). Chrono-Visionen im Cyberspace. Über die Zeitordnung der Medien in Zeiten des Internets. In: M. Schneider & K. A. Geißler (Hg.) *Flimmernde Zeiten*. Vom Tempo der Medien (S. 131-138). Stuttgart u.a.: Hirzel.
- Neverla, I. (2007). Medienalltag und Zeithandeln. In: J. Röser. (Hg.) *MedienAlltag*. Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien (S. 43-53). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Neverla, I. (2010). Journalismus in der Zeit – Zeit im Journalismus. Über Aktualität als Leitkategorie. In: R. Hackel-de Latour, C. Klenk, M. Schmolke & U. Stenert (Hg.) *Vom Vorwort bis zum Friedhofsgespräch*. Randlinien gesellschaftlicher Kommunikation. Festschrift für Walter Hömberg (= *Communicatio Socialis*, Beiheft 11, S. 83-94). Ostfildern-Ruit: Grünwald.
- Nowzad, R. M. (2011). *Zeit der Medien – Medien der Zeit*. Berlin: Lit.
- Prutz, R. E. (1845). *Geschichte des deutschen Journalismus*. Erster [einziger] Theil. Hannover: Kius.
- Rammstedt, O. (1975). Alltagsbewußtsein von Zeit. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 27 (1), 47-63.

- Reitze, H. & Ridder, C.-M. (Hg.) (2011). *Massenkommunikation VIII*. Eine Langzeitstudie zur Mediennutzung und Medienbewertung 1964-2010. Baden-Baden: Nomos.
- Riepl, W. (1913). *Das Nachrichtenwesen des Altertums*. Mit besonderer Rücksicht auf die Römer. Leipzig/Berlin: Teubner.
- Rohner, L. (1978). *Kalendergeschichte und Kalender*. Wiesbaden: Atheneion.
- Schmied, G. (1985). *Soziale Zeit*. Umgang, „Geschwindigkeit“ und Evolution. Berlin: Duncker & Humblot.
- Schottenloher, K. (1985). *Flugblatt und Zeitung*. Ein Wegweiser durch das gedruckte Tagesschrifttum. Neu herausgegeben, eingeleitet und ergänzt von Johannes Binkowski. Bd. I. München: Klinkhardt & Biermann.
- Wendorff, R. (1983). Zeit und Wirtschaft. In: *Festschrift für Hans Joachim Störig*. 20 Jahre Lexikographisches Institut (S. 65-77). München: Lexikographisches Institut.

Walter HÖMBERG

Univ.-Prof. Dr., war bis 2010 Ordinarius an der Katholischen Universität Eichstätt und Inhaber des Lehrstuhls für Journalistik I. 1990 bis 1996 Redakteur des Informationsdienstes *Aviso*. 1992 bis 1995 Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. 1996 bis 2011 Sprecher des Münchner Arbeitskreises öffentlicher Rundfunk. 2003 bis 2010 Mitherausgeber der Fachzeitschrift *Communicatio Socialis*. Er ist Jury-Mitglied diverser Journalistenpreise und Herausgeber mehrerer Buchreihen. Seit 1999 lehrt er als Gastprofessor an der Universität Wien. Arbeitsschwerpunkte: Journalismusforschung, Kulturkommunikation, Medien- und Kommunikationsgeschichte. Zahlreiche Buchveröffentlichungen sowie Aufsätze in Zeitschriften und Sammelwerken.

Get it first, but ...

Zum Verhältnis von Zeit und Mobilität im Journalismus.

Margreth Lünenborg
Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft,
Freie Universität Berlin

Abstract

Der Beitrag diskutiert das Verhältnis von Journalismus und Zeit nicht allein unter der grundsätzlichen Diagnose der Beschleunigung, sondern unterscheidet drei Dimensionen: die zeitlichen Strukturen der journalistischen Produktion, die zeitlichen Strukturen des journalistischen Arbeitsalltags sowie das zeitliche Verhältnis von sozialem Ereignis und Medienereignis, hier verstanden als journalistische Berichterstattung. Dabei wird der Verlust (zeitlich) strukturierender Rituale im redaktionellen Produktionsprozess in seiner Relevanz für Prozesse der Identifikation als soziale Gruppe diagnostiziert. Am Beispiel von *Coworking Spaces* werden Formen begrenzter zeit-räumlicher Verortung freier JournalistInnen diskutiert. Internetfähige Mobiltelefonie wird im Spannungsverhältnis von zusätzlicher Beschleunigung und (subjektiv) effizienter Zeitnutzung in der Recherche verhandelt. Mit der technisch ermöglichten Synchronizität von sozialem Ereignis und Medienberichterstattung im Live-Modus lässt sich die Rolle von JournalistInnen nicht länger als die unbeteiligter Beobachter konzipieren. Vielmehr wird Journalismus damit selbst zum konstitutiven Bestandteil des sozialen Ereignisses.

„Get it first, but first get it right.“ Dieser Slogan des *International News Service* (INS) tauchte 1923 auf und wurde zum geflügelten Wort, zum Motto der Nachrichtenindustrie weit über den INS hinaus. In den 1920er Jahren verkörperte die Nachrichtenagentur die Euphorie der Moderne. In der Selbstbeschreibung der Agentur (hier zitiert exemplarisch aus der *Pharos Tribune*) wird dies deutlich:

By land, sea, and air and through the network of wires which cover all the earth for International News Service, the news is sped swiftly and accurately to this newspaper always fully, and reliably, and invariably on time.

(Popik, 2009)

Fortschritt und Geschwindigkeit werden dabei als unauflöslich miteinander verbunden gefasst. Doch trotz des Glaubens an den Fortschritt ist dabei ein Widerstand gegen das Tempo erkennbar. Aktualität – im Verständnis der genannten Agentur, gefasst als Geschwindigkeit in Relation zu

anderen journalistischen Anbietern¹ – und Wahrhaftigkeit werden hier als konkurrierende Qualitätsdimensionen im Journalismus erkennbar. Die Reihung der beiden Güter ist unbestritten: Wahrhaftigkeit, Richtigkeit und damit Glaubwürdigkeit stehen im Journalismus unhinterfragt an erster Stelle und machen sein originäres Gut und damit sein kulturelles Kapital aus (vgl. als Überblick zum Qualitätsdiskurs Arnold, 2009).

Die Spannung zwischen den zwei Normen für journalistisches Handeln hat sich zweifellos erhöht. Beschleunigung ist nicht zuletzt mit der Digitalisierung journalistischer Produktion zu einer zentralen Triebkraft journalistischen Handelns geworden. Dies ist jedoch nicht die einzige Relation, mit der sich das Verhältnis von Journalismus und Zeit unter Bedingungen der Mobilität betrachten lässt. Weitere Relationen werden in verschiedenen Zeitbegriffen sichtbar, die im Journalismus und in der Journalismusforschung verwendet werden. Mithilfe dieser Begriffe soll beleuchtet werden, welche raum-zeitlichen Folgen

¹ „Get it first“, diese Relation drückt, das wird an dieser Stelle deutlich, allein betriebswirtschaftlich orientiertes Handeln aus. Im Wettbewerb mit Konkurrenten ist der Erste Sieger.

Hier geht es weder um Dienstleistung gegenüber einer Öffentlichkeit, noch um publizistische Leistung, sondern allein um ökonomischen Vorteil.

für den Journalismus im Kontext des aktuellen Medienwandels erkennbar sind.

Zeit und Journalismus

Im Berufsfeld Journalismus ebenso wie in der Journalismusforschung zirkulieren zahlreiche Zeitbegriffe. Mit ihnen lässt sich betrachten, in welcher Weise Zeit, Zeitstruktur(en) und Zeitrelationen im Journalismus als diskursivem Textsystem (vgl. Lünenborg, 2005; Hartley, 1996) und in der journalistischen Produktion als sozialem Handlungsfeld Relevanz erreichen. Diese Begriffe werden zunächst knapp eingeführt:

Als *Arbeitszeit* wird auf der Ebene der JournalistInnen jene Zeitstruktur beschrieben, in der subjektive Lebenswelten und journalistische Produktion miteinander koordiniert werden. Für Journalismus als Textsystem ist die Dimension *Aktualität* kennzeichnend, die auf das zeitliche Verhältnis des Medienerignisses zum sozialen Ereignis verweist. Ob dabei von Wochen-, Tages- oder Stunden-Aktualität die Rede ist, bemisst sich an

der Periodizität des Mediums und macht Aktualität damit zu einem relativen Zeitbegriff. Begriffe wie *Serialität* und *Live-Berichterstattung* machen zeitliche Dimensionen journalistischer Formate und Programme sichtbar. Mit der *Produktionszeit* wird die organisationsinterne zeitliche Strukturierung beschrieben, bei der das Handeln der JournalistInnen mit den Zeitstrukturen der Medienorganisation koordiniert werden muss. Die *Sendezeit* schließlich beschreibt die zeitliche Formation, in der die Zeitstruktur des Produkts (bei zeitgebundenen Medien wie Hörfunk und Fernsehen) und die zeitliche Prästrukturierung des Publikums, das seine eigene Zeitstruktur mit der Sendezeit koordinieren muss, ineinander fallen. Zeitstrukturen im Journalismus lassen sich, das wird an diesen Begriffen deutlich, auf AkteurInnenenebene, auf Produktebene, auf einer Organisationsebene sowie auf einer gesellschaftlichen Ebene erfassen und beschreiben.

Einige dieser Zeitkonzepte sind unter Bedingungen der Digitalisierung erheblich angepasst worden, weswegen mittlerweile von einer *Dynamisierung von Zeitstrukturen* gesprochen werden

kann. So hat beispielsweise die zeitliche Autonomie des Publikums unter Bedingungen zeitversetzten Fernseh- und Hörfunkkonsums beträchtlich zugenommen (vgl. dazu Hasebrink in diesem Heft). Demgegenüber erscheint die zeitliche Strukturierung journalistischen Handelns einerseits rigider, was sich beispielsweise anhand des permanenten Redaktionsschlusses in Online-Medien besonders deutlich zeigt. Andererseits lässt sich ein Verlust an eindeutigen Zeitformationen, die den journalistischen Arbeitsalltag strukturieren, nachzeichnen, sodass im Grunde ein Spannungsverhältnis zwischen Beschleunigung und Entstrukturierung entsteht.

Relevant werden diese zeitlichen Strukturen insbesondere unter Bedingungen des Medienwandels, der alle Formen öffentlicher Kommunikation nachdrücklich verändert. Als nachhaltig wirksame Prozesse dieses Wandels lassen sich folgende drei Aspekte benennen:

Einige dieser Zeitkonzepte sind unter Bedingungen der Digitalisierung erheblich angepasst worden, weswegen mittlerweile von einer Dynamisierung von Zeitstrukturen gesprochen werden kann.

I. Die *Digitalisierung*, die im Journalismus als veränderte Aufzeichnungs-, Speicher- und

Verbreitungstechnologie den Output von Inhalten in unterschiedlichen Formaten, Mediengattungen und Plattformen ermöglicht und damit die Voraussetzungen für crossmediales Arbeiten geschaffen hat (vgl. Hohlfeld et al., 2010).

II. Die *Ökonomisierung* als Triebkraft zur Nutzung von Informationen zur Kapitalvermehrung. Dabei ist es keineswegs neu, Journalismus als ökonomisches Gut zu begreifen. Vielmehr war dies konstitutiv für das Entstehen von Journalismus (vgl. Birkner, 2011). Doch mit dem aktuellen Zusammenbruch etablierter Finanzierungsmodelle haben sowohl der Kostendruck auf Redaktionen als auch die Implementierung ökonomischen Denkens in publizistische Entscheidungsprozesse beträchtlich zugenommen (vgl. zur Diskussion der gesellschaftlichen Folgen Kiefer, 2011; zu Folgen im Berufsfeld Lünenborg & Berghofer, 2010).

III. Schließlich ist die *Entdifferenzierung* als zunehmend unscharfe Abgrenzung von Journalismus gegenüber anderen Feldern öffentlicher Kommunikation wie PR oder Unterhaltungskommunikation zu nennen. Diese Entwicklung ist auf der Ebene der Akteure zumindest teilweise

verbunden mit Formen der Entprofessionalisierung (vgl. als lebendige Innenschau in die Profession Lilienthal & Schnedler, 2012).

Dieser grundlegende Prozess des Medienwandels wird hier in seinem raum-zeitlichen Kontext betrachtet. Die Dynamisierung von Zeitstrukturen geht mit räumlichen Entgrenzungsprozessen einher (vgl. Urry, 2007; Adey, 2010). Vermehrte Mobilität von Informationen, Menschen und Gütern kennzeichnen diese Entwicklung. Hier setzt der Blick auf den Journalismus an. Erkenntnisleitend ist dabei die Frage, welche Relevanz raum-zeitliche Veränderungen für Journalismus als Profession sowie als gesellschaftlichen (Selbst) Verständigungsprozess haben.

Dynamisierung von Produktionszeit und Arbeitszeit

„Get it first, but first get it right.“ Kein Zweifel, diese unangefochtene Reihung gilt heute nicht mehr in gleicher Weise. Als Form der Qualitätssicherung gilt vielmehr, wenn Zeitungen in Korrekturspalten auf Fehler hinweisen und sie nachträglich richtigstellen. Aktuelle Slogans in der Nachrichtenindustrie verweisen mit „online first“ oder der strategischen Vermarktung von Exklusiv-Meldungen stärker auf Maßnahmen zur Erzeugung von Aufmerksamkeit für eine Medienmarke, als auf journalistische Qualitätsstandards. Auch wenn das normative Konstrukt von Wahrhaftigkeit und Glaubwürdigkeit weiterhin in der Profession Gültigkeit hat, rücken ihm die zeitlichen Anforderungen verstärkt zu Leibe. Ihren Ausdruck finden diese Prozesse der Beschleunigung in einer nachhaltigen Steigerung des journalistischen Outputs, der auf den unterschiedlichen Plattformen zur Verfügung gestellt wird.

So ist beispielsweise durch crossmediale Produktion und Vervielfältigung des Programmangebots bei elektronischen Medien eine Vermehrung des redaktionellen Outputs realisiert worden. Am Beispiel des Formats *Tagesschau* mag dies sichtbar werden: Wurden in den 1950er Jahren 15 Minuten Nachrichtenprogramm produziert, so entstehen heute an einem normalen Werktag 240 Minuten Programm – täglich mehrfach die *Tagesschau*

in der ARD und bei *Eins digital*, ergänzend die *Tagesthemen*, das *Nachtmagazin* und *Wochen-spiegel* sonntags – dazu das Online-Angebot auf *tagesschau.de* sowie portable Anwendungen wie die medienpolitisch heftig umstrittene *Tagesschau*-App (vgl. Matzen & Radler, 2009).

Auch die Anzahl der Agenturmeldungen ist drastisch gestiegen. Für die *dpa* rechnete deren damaliger Chefredakteur Wilm Herlyn folgende Rechnung an: „Vor 20 Jahren wurden täglich 120 Meldungen verschickt, jetzt sind es mehr als 600, nur im Basisdienst“ (Keil & Kilz, 2009, S. 15). Diese Vervielfachung an Nachrichten erhöht den Produktionsdruck (output) in den Nachrichtenagenturen und zugleich auch den Verarbeitungsdruck (throughput) in den belieferten Redaktionen.

Auch die Ausdifferenzierung journalistischer Angebote trägt zur Erhöhung des Produktivitätsdrucks bei. Auf dem Zeitschriftenmarkt lässt sich dies präzise nachvollziehen. Die Zahl der Zeitschriftentitel steigt fortlaufend (vgl. Verband Deutscher Zeitungsverleger, 2011). Insbesondere durch Ableger eingeführter Marken (*Kinder-Spiegel*, *Brigitte Young Miss* etc.) wird der Ausdifferenzierung der Medienmenüs von NutzerInnen durch eine Vermehrung des Angebots Rechnung

Diese Vermehrung des journalistischen Outputs wurde nicht in gleichem Maße durch Vermehrung des journalistischen Personals kompensiert.

getragen. Als kostengünstig erweist sich diese Strategie für Verlagshäuser vor allem dann, wenn journalistische Produkte mehrfach verwertet werden können oder zumindest mehrfach auf das Recherche-Rohmaterial zurückgegriffen werden

kann.

Diese Vermehrung des journalistischen Outputs wurde nicht in gleichem Maße durch Vermehrung des journalistischen Personals kompensiert. Die deutschlandweiten Journalismus-Studien weisen zwischen 1993 und 2005 ein Schrumpfen der Profession insbesondere im Bereich der freiberuflich Tätigen nach (vgl. Scholl & Weischenberg, 1998; Weischenberg, Malik & Scholl, 2006). Vor diesem Hintergrund ist steigende Produktionsgeschwindigkeit – im Sinne einer Verkürzung der für die Erstellung eines journalistischen Produkts zur Verfügung stehenden Zeit – ein Kennzeichen des aktuellen Journalismus.

Entsprechend gehören Aussagen zum individuellen Zeitbudget zum zentralen Bestandteil von

JournalistInnen-Studien. Dabei wird sichtbar, dass in Deutschland zeitliche Investitionen in nicht-journalistische, also primär technische oder administrative Tätigkeiten deutlich zugenommen haben (Technik von 50 auf 84 Minuten, Verwaltung von 69 auf 78 Minuten). Recherchezeit ist nach Aussagen der Befragten demgegenüber von 140 auf 117 Minuten im Verlauf von 12 Jahren geschrumpft (vgl. Weischenberg, Malik & Scholl, 2006, S. 80). In Befragungen von JournalistInnen ist die Sorge um Qualitätsverlust durch Aufgabenverdichtung und -vermehrung deutlich erkennbar.

Unter Bedingungen digitaler, interaktiver Kommunikationsoptionen zeichnet sich hier eine zusätzliche Veränderung ab: Die Zeit, die zum direkten Austausch mit dem Publikum verwendet wird, nimmt zu. Das zeigt das Ergebnis einer Online-Befragung politischer JournalistInnen. (vgl. Lünenborg & Berghofer, 2010, S. 22). Ein Wandel des professionellen Selbstverständnisses vom neutralen Informationsvermittler zum moderierenden Welterklärer wird hier in der zeitlichen Dimension erkennbar.

Solche Zeitrechnungen, bei denen die Brutto-Arbeitszeit mit der netto für originär journalistisches Handeln verfügbaren Zeit ins Verhältnis gesetzt werden, sind in der Journalismusforschung intensiv betrieben worden (vgl. Weaver et al., 2007). Kaum Augenmerk liegt jedoch bislang auf der Veränderung der *Zeitstruktur* im Journalismus. Aus dieser Perspektive stellen sich Fragen nach der zeitlichen Binnenstruktur redaktionellen Arbeitens, nach seinem Rhythmus, seinen zeitlichen Ritualen und deren sinnstiftender Funktion für die *soziale Interaktion* wie die *inhaltliche Verständigung*.²

Hat die täglich erscheinende Tageszeitung strukturierende Funktionen für ihr Publikum, so bietet dieses Medium auch in der internen Organisation eine Zeitstruktur. Die morgendliche Themenkonferenz mit Blattkritik des vergangenen Ta-

ges, die mittägliche Seite-1-Konferenz und die nachmittägliche Überschriftenkonferenz – das sind Beispiele für Formen der Zeitstrukturierung im journalistischen Alltag. Neben der zeitlichen Organisation der Produktion werden bei diesen ritualisierten Verständigungsprozessen wesentliche soziale Prozesse entwickelt und täglich re-etabliert: die Aushandlung und Bestätigung der internen Hierarchie in ihrer formellen wie informellen Ausprägung, die Herstellung einer gemeinsamen Gruppenidentität als Mitglied einer sozialen Gemeinschaft sowie die Entwicklung einer Redaktionskultur mit eigenen sprachlichen und symbolischen Repertoires (vgl. Trümper, 2011). In Zeiten fortlaufender Aktualisierungen bei Online-Angeboten oder zeitlich gestaffelten Aktualisierungen für verschiedene Formen des Medien-Outputs als Printprodukt, Online-Ausgabe oder App verlieren solche Zeitstrukturen an Bedeutung. Sie können zumindest nicht mehr bindend für ganze Redaktionen als soziales Gefüge wirksam sein.

Die bis zu 19 Ausgaben der *Tagesschau* pro Tag können keine nachhaltig zeitlich strukturierende

Funktion für das Publikum übernehmen. Rezeptionsanalytisch ist deshalb detaillierter danach zu fragen, unter welchen Bedingungen und für welche Teilgruppen Mediennutzung zu einem zeitlichen Ritual wird.

Versucht man diese Perspektivveränderung auf die Journalismusforschung zu übertragen, so lässt sich konstatieren, dass die Vervielfältigung der Produktionseinheiten auch zu einem Verlust an Struktur der journalistischen Arbeitszeiten geführt hat. Auch die Morgen-, Mittags- oder Blattkonferenzen funktionieren nur so lange als strukturgebend, wie sie auf kollektiv verantwortete, identifizierbare Produkteinheiten zurückgreifen können. So lässt sich die über lange Zeit eher randständige Bedeutung der Online-Produktion bei dem Gros regionaler Tageszeitungen *auch* damit erklären, dass sich die ritualisierten Formen der kollektiven Verständigung über Qualität und Erfolg (in der täglichen Blattkonferenz) nicht

Unter Bedingungen digitaler, interaktiver Kommunikationsoptionen zeichne sich hier eine zusätzliche Veränderung ab: Die Zeit, die zum direkten Austausch mit dem Publikum verwendet wird, nimmt zu.

² Da zu diesen Fragen kaum Forschung vorliegt, können an dieser Stelle nur erste Überlegungen vorgestellt werden.

auf ein Medium, das von fortlaufender Aktualität lebt, übertragen lassen. Über die Relevanz *zeitlicher Strukturen* bei der Binnenorganisation von Redaktionen und ihrer Identitätsstiftung ist in der Journalismusforschung bislang nur wenig gearbeitet worden. Die zeittheoretischen Arbeiten der Rezeptionsforschung (vgl. Neverla, 1992) können hier inspirierend wirksam werden.

Zeitkonzepte im Journalismus und durch Journalismus

Die oben beschriebene Veränderung von Zeitstrukturen im Journalismus durch fortlaufende Aktualisierungsprozesse und zeitlich versetzte Produktionszyklen lässt sich mit Manuel Castells' (2003) Zeitkonzept als ein Verlust der messbaren, linearen Uhr-Zeit identifizieren. Zwei Indikatoren erklärt Castells dafür als bedeutsam. Einerseits spricht er von Zeit-Kompression zur Befreiung des Kapitals von seinen Beschränkungen und im gleichen Zug erkennt er „das Entrinnen der Kultur aus der Kontrolle der Uhr“ (Castells, 2003, S.490). Mit dem Bedeutungsverlust der linearen Uhr-Zeit erleben wir eine „zeitlose Zeit“ (ebd., 2003, 485), die ihre strukturierende Kraft für das Publikum ebenso wie für die MedienproduzentInnen verliert. Journalismus, so lässt sich auf dieser Grundlage konstatieren, dient – weniger denn je – einer zeitlichen Strukturierung von Alltag und Gesellschaft. Und auch JournalistInnen selbst erleben solch „zeitlose Zeit“ in der redaktionellen Online-Produktion, die auf fortlaufende Aktualisierung angelegt ist.

Freiberufliche JournalistInnen – flexible Orts- und Zeitstrukturen

Während dieser zeitliche Strukturverlust beim redaktionellen Kernpersonal eine vergleichsweise neue Entwicklung ist, gehört es für die Zeitpioniere im Journalismus schon lange zur Selbstverständlichkeit: Freiberuflich Tätige – so genannte ‚freie Freie‘ – sind in ihrer Arbeitsweise maßgeblich durch extreme zeitliche Flexibilität, durch fehlende zeitliche Strukturierung des beruflichen Alltags geprägt. Dies ist einerseits der ökonomische Vorteil für die Auftrag gebenden Redaktionen, weil damit Arbeitskraft jederzeit auf Abruf

bereitgehalten wird, jedoch nur zum Zeitpunkt ihres Einsatzes entlohnt werden muss. Aber genau das wird oftmals von den Betroffenen auch als Vorteil ihrer Freiberuflichkeit gekennzeichnet. So antwortet eine 30jährige, freiberuflich tätige Journalistin in Berlin auf die Frage, was für sie der Vorteil des Freelancer-Status sei:

Ich kann wirklich meinen Vorlieben und Interessen nachgeben [...]. Ein weiterer Vorteil ist eine gewisse zeitliche Flexibilität, dass ich am Wochenende arbeiten und unter der Woche dann eben mal nicht arbeiten kann. Wenn ich will, kann ich später aufstehen, wenn ich will kann ich mal ausruhen nach einer Reise.³

Sie rahmt in dieser Passage die professionelle Anforderung der flexiblen Verfügbarkeit als individuellen Freiheitsraum. Zugleich beschreibt sie diesen Freiheitsraum als Herausforderung. Denn bei der Frage nach den Nachteilen, scheinen gleichermaßen zeitliche Dimensionen auf:

Den größten Nachteil sehe ich in dem Gefühl, nicht wirklich gebraucht zu werden [...]. Vom Arbeiten her halt auch, dass man sich seine Routine selbst schaffen muss. Das ist sowohl ein Vorteil als auch ein Nachteil. [...] Es ist echt, von den Zeiten her ein Vorteil und vom Organisatorischen her ein Nachteil.

Sie gehört zu der großen Gruppe der freiberuflichen JournalistInnen (und anderer FreiberuflerInnen), die sich den Freiheitsraum zeitlich und räumlich strukturieren, indem sie temporäre Gemeinschaften mit anderen suchen. *Coworking Spaces* sind eine vergleichsweise neue Form der Arbeitsorganisation, bei der FreiberuflerInnen temporär Teil einer ortsgebundenen Struktur werden (vgl. Merkel, 2012). Was faktisch durch den jederzeit aufkündbar gemieteten Arbeitsplatz in einem Großraumbüro auf den ersten Blick nur eine räumliche Strukturierung ist, bringt – dies wird im Interview deutlich – eine zeitliche und personale Strukturierung mit sich. Die Journalistin strukturiert ihren Tagesablauf gemeinsam mit ihren nächsten Arbeits- bzw. TischnachbarInnen und Verbindlichkeit wird durch gemeinsame Kaffeepausen und soziale Interaktion hergestellt. Diese fragile Struktur der *Coworking Spaces* verbindet die berufliche Mobilität (Flexibilität) mit

³ Das Interview entstand im Rahmen eines studentischen Projektseminars im Master-Studiengang Medien und Politische Kommunikation an der FU Berlin zum Thema „Media,

Mobility and Meaning“, durchgeführt von Margreth Lünenborg und Elfriede Fürsich im Sommer 2011 (vgl. Lonitz, 2011).

zeitlich begrenzter, räumlicher Verortung.

Als nächste Stufe der Stabilisierung lassen sich Formen von JournalistInnenbüros beschreiben, die bereits ein höheres Maß an sozialer und finanzieller Verbindlichkeit mit sich bringen. In diesen Bemühungen von FreiberuflerInnen zeigt sich eine entgegengesetzte Bewegung zu der zuvor beschriebenen: Die vollständig strukturlose „zeitlose Zeit“ (Castells, 2003, S. 485) der FreiberuflerInnen wird durch zeit-räumliche Arrangements zu einer (begrenzt) sozial verbindlichen Zeit.

Bei der oben zitierten freiberuflichen Journalistin erweist sich der Laptop als der wahre Ort des „professionell zu Hause Seins“. Räumliche und zeitliche Mobilität, damit verbundene stete Ortswechsel und kulturelle Anpassungsleistungen lassen die Journalistin im Computer den Ort konstruieren, wo alles zusammenläuft:

Ich sehe in mir schon eine gewisse Affinität zur Mobilität. Ich will immer alles auf meinem Computer haben, damit ich den einfach mitnehmen kann, wenn ich irgendwo hingeh. Auch wenn ich beispielsweise mal einen Monat in Kairo bin oder eine Woche bei irgendwem aus meiner Familie irgendwo anders in Deutschland, dann finde ich das toll, den Computer immer dabei zu haben und eigentlich alles zu haben, um arbeiten zu können. Ich will schon überall arbeiten können, das ist eigentlich mein Ziel.

In den Auskünften der befragten Journalistin bietet der mobile Rechner die technologische Basis für räumliche und zeitliche Entgrenzung.

Der britische Ethnologe Daniel Miller hat in seiner ethnographischen Studie *The Comfort of Things* die Bewohner und Bewohnerinnen einer Londoner Straße mit Alltagsgegenständen portraitiert. „The Aboriginal Laptop“ betitelt er eins dieser Portraits, bei dem in ähnlicher Weise der portable Computer als das wahre Zuhause beschrieben wird (vgl. Miller, 2008, S. 67-72).

Redaktionsstrukturen: Sitzungszeit und Lazarus-Zeit

Auf einer anderen, deutlich funktionaleren Ebene

findet sich ein Verweis auf technologisch basierte Entgrenzungen im redaktionell organisierten Journalismus wieder. Hier wird das Smartphone zum Objekt raum-zeitlicher Entgrenzung journalistischer Praktiken. In einer Fallstudie zum digitalen Wandel im politischen Fernsehjournalismus wurden Leitfaden-Interviews mit Redakteurinnen und Redakteuren der Hauptstadtstudios von ARD und ZDF sowie Formen der teilnehmenden Beobachtung durchgeführt.⁴ Dabei wird von den Befragten das Mobiltelefon als ein wichtiges Rechercheinstrument genutzt und auch in der Befragung benannt. Auf der Fahrt zu einem Interview-Termin wird via Smartphone die Recherche in der sendereigenen Datenbank durchgeführt. Allein 41 Minuten am Tag, so ein zentrales Ergebnis der Beobachtung, wurde im Falle eines jüngeren, internetaffinen Politik-Redakteurs des ZDF das Mobiltelefon zu Recherchezwecken genutzt. Im Interview erläutert der Journalist:

Ich glaube, für die Recherche vor Ort ist das ein riesiger Vorteil und ein riesiger Sprung. [...] Das führt dazu, dass man viele Leerlaufzeiten gut nutzen kann. [...] Und man erfährt, wie gesagt, immer die neuesten Entwicklungen.

Diese Option der Zeitnutzung zur Recherche bis zur letzten Sekunde wird vom Journalisten als ein klassischer Fall von „Lazarus-Zeit“, wie Joachim Höflich (2011) es bezeichnet hat, beschrieben. Zeit, die bislang ungenutzt blieb – bei der Autofahrt durch die Stadt zum nächsten Gesprächstermin – kann nun durch das Smartphone, effektiv zur optimalen und aktuellen Vorbereitung verwendet werden. Man muss der Bewertung bislang toter Zeit nicht zustimmen, kann den Verlust von Momenten des Innehaltens beklagen. Aus der Sicht des befragten Journalisten jedoch wird die technisch basierte, zeitliche Optimierung als Verbesserung dargestellt.

Zugleich ist klar: Was hier als positiver Effekt beschrieben wird, treibt die Beschleunigungsmaschine im Journalismus weiter an. Gerade in der Berliner Politikberichterstattung ist das Liefern von Stellungnahmen auf Äußerungen anderer politischer AkteurInnen ein wesentlicher Teil der Platzierung von Themen und Positionen. Wenn die Recherche via Mobiltechnologie auf die neu-

⁴ Es handelt sich dabei um eine unveröffentlichte Masterarbeit von David Gebhardt (2011): *Politischer Fernsehjournalismus im digitalen Wandel*. Eine qualitative Untersuchung der

journalistischen Arbeitsweise in den Hauptstadtstudios von ARD und ZDF. Masterarbeit an der FU Berlin.

esten Statements zurückgreifen kann, ist eben dies wiederum Grundlage für weiteres Handeln. Der Spin einer Geschichte kann so mit erhöhter Geschwindigkeit weiter gedreht werden.

Die Schattenseiten im Verhältnis von Journalismus und Zeit werden gleichfalls in diesem Arbeitsfeld des politischen Journalismus sichtbar: Der gewonnenen „Lazarus-Zeit“ steht verlorene, weil zusätzliche Sitzungszeit gegenüber. Wo neue Technologie – hier internetfähige Mobiltelefonie – Zeitgewinn mit sich bringt, erfordert das Mehr an Optionen auch ein Mehr an Koordination und Kommunikation. In der zitierten Fallstudie (vgl. Gebhardt, 2011) verbringen die beobachteten JournalistInnen des ZDF durchschnittlich 123 Minuten pro Tag in Konferenzen und Besprechungen, während im Hauptstadt-Studio der ARD – wer hätte dies beim föderalen Koordinationsbedarfs vermutet – mit 67 Minuten pro Tag eine Stunde Zeit gewonnen ist.

Zweifellos sind vertiefende Analysen erforderlich, um solche Differenzen systematisch erklären zu können. Deutlich wird jedoch, dass euphorischen Selbstaussagen über einen effektiven Zeitzugewinn durch neue Technologien mit Vorsicht zu begegnen ist.

Verhältnis von Ereigniszeit und Medienzeit

Als dritte und letzte Dimension rückt das Verhältnis von Ereigniszeit und Medienzeit in den Fokus der Betrachtung, das zeitliche Verhältnis zwischen dem sozialen Ereignis und dem Medienereignis, also der medialen Repräsentation. Digitale Kommunikationstechnologie erlaubt die immer schnellere, technisch voraussetzungsarme Übertragung von Text, Bild, Bewegtbild und Ton. Die Reduktion der Zeitspanne zwischen einem gesellschaftlichen Ereignis und der Berichterstattung darüber ist radikal verdichteten redaktionellen Zyklen zuzurechnen. Halbstündliche Hörfunk- und Fernsehnachrichten sowie fortlaufende Aktualisierungen im Netz sind die Taktgeber. Möglich sind diese beschleunigten Zyklen, weil Reporter

Innen und RedakteureInnen aus dem Fußballstadion wie vom Kriegsschauplatz, aus dem Parteitag wie von Protestdemonstrationen senden, funken, ausstrahlen, twittern oder bloggen können. Die Spanne der Reflexion, der analytischen Distanz schrumpft damit – bis zur Nullzeit bei der Live-Berichterstattung (vgl. Virilio, 1993).

Die Gleichzeitigkeit von Ereignis und Berichterstattung bei der Live-Übertragung stellt journalistisch und gesellschaftlich eine Besonderheit dar. Das in der Live-Übertragung Gezeigte wird – allein wegen seiner Unmittelbarkeit, des Anscheins der Augenzeugenschaft – zum Bedeutsamen.

Das Ereignis und die synchrone Berichterstattung darüber verschmelzen miteinander, werden zu einem Amalgam, bei dem nicht mehr eindeutig zu unterscheiden ist, wer die Handelnden sind und wer die Berichterstattenden.

Bekannt ist dies von den Live-Bildern der Bombardierung Bagdads im 2. Golfkrieg 1991. Bilder, die nichts Erkennbares zeigen – mit Nachtsichtgeräten sichtbar gemachte Lichtreflexe – werden zu bedeutsamen Signifikanten, weil das Publikum das Bewusstsein hat, dabei zu sein als der Krieg beginnt (vgl. weitergehend

Lünenborg, 2004).

Allein das Wissen um die Möglichkeit der Live-Berichterstattung hat wiederum Einfluss auf die soziale Wirklichkeit. So werden nicht nur internationale Sportereignisse zu einer für das globale Fernsehpublikum attraktiven Zeit angesetzt wie zuletzt bei der zeitlichen Platzierung der Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele in London 2012, die in Europa spät beginnen musste, um für US-amerikanische Sender attraktiv zu sein. Auch militärische Aktionen orientieren sich an der Primetime der Heimatfront wie Bettina Gaus (1992) in der *taz* anschaulich bei der Besetzung Somalias durch US-amerikanische Truppen 1992 analysiert hat (vgl. ebd., S. 11). Die Kalkulation mit der zeitgleichen, globalen massenmedialen Verbreitung des Ereignisses wird konstitutiv wirksam für eben dieses. Der Zugriff des politischen Systems auf das journalistische System gelingt unter der Struktur der Gleichzeitigkeit unmittelbar. Zugleich sind es die Rahmenbedingungen globaler Medienkommunikation, die über das Timing politischen Handelns bestimmen.

Aber es geht auch anders herum: Das Ereignis und die synchrone Berichterstattung darüber

verschmelzen miteinander, werden zu einem Amalgam, bei dem nicht mehr eindeutig zu unterscheiden ist, wer die Handelnden sind und wer die Berichterstattenden. Beim Parteitag der Grünen im Jahr 2009 wird – noch bevor die Reden vor dem Publikum gehalten sind – von JournalistInnen in Blogs die Analyse eben dieser Reden, die ihnen bereits als Manuskripte vorliegen, eifrig diskutiert. Die veröffentlichten Kommentare verändern die Debatte des Parteitags nachhaltig. Die taz-Journalistin Ulrike Winkelmann (2009) schreibt dazu anschließend:

Sollte allerdings die Geschwindigkeit, in der die Berichterstattung über Parteitage zum Teil der Parteitage wird, noch zunehmen, könnte man sie auch gleich als Blog ins Internet verlegen.

(Winkelmann, 2009, S. 14)

In der Zeitschrift *message* diskutiert Uwe Krüger (2009) eben dieses Ereignis als Peak eines ständigen Beschleunigungsprozesses. Aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht ist es zugleich aber mehr: Die Idee des „unbeteiligten Beobachters“ (Schönhagen, 1999, S. 271) und das Konzept professioneller Distanz sind unter diesen Bedingungen der Gleichzeitigkeit, die im Grunde wechselseitige Einflussnahme bedeutet, nicht länger aufrecht zu erhalten.

Schlussbetrachtung

Zeitgleich zum Symposium anlässlich des 60. Geburtstags von Irene Neverla am 17. Februar 2012 trat der Bundespräsident Christian Wulff von seinem Amt zurück. Via Smartphone machte diese Nachricht unmittelbar die Runde und über den Tag hinweg verfolgten viele der Symposiumsgäste die Entwicklung via Internet und TV. In Bezug auf das Thema Journalismus und Zeit erscheint die so genannte Wulff-Affäre von besonderem Interesse. Mit Blick auf den Rücktritt des Bundespräsidenten im Februar 2012 nach rund zwei Monaten (medien)öffentlicher Auseinandersetzungen um mögliche Vorteilsnahme und politische Unabhängigkeit irritiert die These der Beschleunigung als dominantes Muster der Veränderung journalistischen Handelns. Denn auf

den ersten Blick scheint dieser Fall allen Regeln aktueller journalistischer Zeitdramaturgie zu widersprechen. Nach der ersten Veröffentlichung in der *Bild*-Zeitung am 12. Dezember 2011 kennzeichnete nicht Beschleunigung, sondern das Gegenteil, nämlich strategische Verlangsamung – *slow motion* –, die Berichterstattung um Kredite, Urlaube und Freiflüge. In einer vielschichtigen Interaktion zwischen Boulevard- und sogenannten Qualitätsmedien wurden langsam, Schritt für Schritt, Details veröffentlicht.⁵ Das öffentliche Gut Aufmerksamkeit wurde effizient bewirtschaftet, indem wohl dosiert Bewegungen nachgezeichnet und Neuigkeiten dem Publikum angeboten werden. Sparsamkeit mit den zur Verfügung stehenden Details scheint dabei die dramaturgische Vorgabe, um den Skandal über einen außergewöhnlich langen Zeitraum in der öffentlichen Wahrnehmung zu halten. Der *Axel-Springer-Verlag* hat durch eigene Publikationen und die Versorgung anderer Medien mit Informationen Themen und Timing der Berichterstattung diktiert können.

Welchen Ertrag bringt dieses Ereignis für das Verständnis von Journalismus und Zeit sowie Zeit im Journalismus? Es zwingt vor allem zur Skepsis gegenüber zu simplen Kausalannahmen. Die Geschwindigkeit, mit der Journalismus (re-) agiert, ist nicht technologisch determiniert. Veränderte Produktions- und Übertragungstechnologien ermöglichen eine Verkürzung der Dauer zwischen Ereignis und Berichterstattung, sie erzwingen sie aber nicht. Doch die Geschwindigkeit, in der Journalismus Analysen liefert, oder Urteile fällt, ist stets Ausdruck gesellschaftlicher (Deutungs)Macht. Dabei erweist sich Zeit als strukturierender Faktor von Thematisierung und Skandalisierung. Zeitmanagement lässt sich somit auch und vor allem als nachhaltig relevante Ressource bei der Herstellung von Öffentlichkeit identifizieren. Welche Relevanz Journalismus bei dieser Konstituierung von Öffentlichkeit unter Bedingungen des Medienwandels langfristig haben wird, hängt auch davon ab, wie souverän er Zeitstrukturen gestalten kann, die gesellschaftlich sinnstiftend wirksam werden.

⁵ Systematische Medien- und Kommunikationsanalysen zu diesem Fall liegen bislang noch nicht vor. Ertragreich zum Verständnis erscheinen sowohl Arbeiten zur Skandalberichterstattung (vgl. Burkhardt, 2006) als auch zur Selbstreferenzia-

lität journalistischer Berichterstattung (vgl. Malik, 2004), um die Interaktion zwischen Medien und Politik sowie intermedial zu analysieren.

Bibliographie:

- Adey, P. (2010). *Mobility*. London/New York: Routledge.
- Arnold, K. (2009). *Qualitätsjournalismus*. Die Zeitung und ihr Publikum. Konstanz: UVK-Verlag.
- Birkner, T. (2011). Genese, Formierung, Ausdifferenzierung und Durchbruch des Journalismus in Deutschland. In: *Medien und Kommunikationswissenschaft*, 59 (3), S. 345-359
- Burkhardt, S. (2006). *Medienskandale*. Zur moralischen Sprengkraft öffentlicher Diskurse. Köln: Halem Verlag.
- Castells, M. (2003). *Das Informationszeitalter*. Teil 1: Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft. Durchgesehener Nachdruck der 1. Auflage. Opladen: Leske + Budrich.
- Gaus, B. (10.12.1992). Landung bei den somalischen „Haien“ In: *Tageszeitung*, S. 11
- Gebhardt, D. (2011). *Politischer Fernsehjournalismus im digitalen Wandel*. Eine qualitative Untersuchung der journalistischen Arbeitsweise in den Hauptstadtstudios von ARD und ZDF. Unveröffentlichte Masterarbeit. FU Berlin.
- Hartley, J. (1996). *Popular Reality*. Journalism, Modernity, Popular Culture. London (u.a.): Arnold.
- Höflich, J. R. (2011). *Mobile Kommunikation im Kontext*. Studien zur Nutzung des Mobiltelefons im öffentlichen Raum. Berlin: Peter Lang.
- Hohlfeld, R., Müller, P., Richter, A. & Zacher, F. (Hg.) (2010). *Crossmedia*. Wer bleibt auf der Strecke? Beiträge aus Wissenschaft und Praxis. Reihe: Passauer Schriften zur Kommunikationswissenschaft. Band 1. Berlin: Lit Verlag.
- Heidemanns, M. & Harbusch, N. (2011). Wirbel um Privat-Kredit über 500 000 Euro Hat Wulff das Parlament getäuscht? In: *Bild-Zeitung*. Abgerufen von: <http://www.bild.de/politik/inland/christian-wulff/wirbel-um-privat-kredit-ueber-halbe-million-euro-21531308.bild.html>, Zugriff am 18.8.2012.
- Keil, C. & Kilz, H. W. (11.02.2009). „Es gibt Sumpflüden, die schnell wieder verschwinden“ Wilm Herlyn, Chefredakteur der Deutschen Presse-Agentur, über den Umzug nach Berlin und die Zukunft des Nachrichtenjournalismus. In: *Süddeutsche Zeitung*, S. 15.
- Kiefer, M.L. (2011). Die schwierige Finanzierung des Journalismus. In: *Medien und Kommunikationswissenschaft*, 59 (1), S. 5-22.
- Krüger, U. (2009). Das Wettrennen im Hamsterrad. In: *message*, 3, S. 10-16.
- Lilienthal, V. & Schnedler, T. (2012). Zur sozialen Lage von Journalistinnen und Journalisten. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 62, 29-31, S. 15-21.
- Loritz, D. (2011). *Coworking Spaces as Professional ‚Habit Fields‘ for Freelance Journalists?* Unveröffentlichte Projektarbeit im Master-Studiengang Medien und Politische Kommunikation an der FU Berlin.
- Lünenborg, M. (2004). Krieg in der Mediengesellschaft - Herausforderung für die Kommunikationswissenschaft. Kontinuitäten und Diskontinuitäten der Kommunikationsforschung. In: *Medien Journal*, 28 (3), S. 34-47.
- Lünenborg, M. (2005). *Journalismus als kultureller Prozess*. Zur Bedeutung von Journalismus in der Mediengesellschaft. Ein Entwurf. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lünenborg, M. & Berghofer, S. (2010). *Politikjournalistinnen und -journalisten*. Aktuelle Befunde zu Merkmalen und Einstellungen vor dem Hintergrund ökonomischer und technologischer Wandlungsprozesse im deutschen Journalismus. Berlin. Abgerufen von http://www.dfjv.de/fileadmin/user_upload/pdf/Politikjournalistinnen_und_Journalisten.pdf, Zugriff am 17.8.2012.
- Malik, M. (2004). *Journalismus-journalismus*. Funktion, Strukturen und Strategien der journalistischen Selbstthematization. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Matzen, N. & Radler, C. (2009). *Die Tagesschau*. Zur Geschichte einer Nachrichtensendung. Konstanz: UVK-Verlag.
- Merkel, J. (2012). *Auf der Suche nach Austausch*. Digitale Nomaden und Co-Working Spaces. In: *WZB-Mitteilungen*, Juni 2012, (136), 15-17. Abgerufen von <http://bibliothek.wzb.eu/artikel/2012/f-17215.pdf>, Zugriff am 17.8.2012.
- Miller, D. (2008). *The Comfort of Things*. Cambridge: Polity Press.

- Neverla, I. (1992). *Fernseh-Zeit*. Zuschauer zwischen Zeitkalkül und Zeitvertreib. Eine Untersuchung zur Fernsichtnutzung. München: Ötschläger Verlag.
- Popik, B. (2009). "Get It First, But First Get It Right" (International News Service). Abgerufen von http://www.barrypopik.com/index.php/new_york_city/entry/get_it_first_but_first_get_it_right_international_news_service/, Zugriff am 20.8.2012.
- Scholl, A. & Weischenberg, S. (1998). *Journalismus in der Gesellschaft*. Theorie, Methodologie und Empirie. Opladen (u.a.): Westdeutscher Verlag.
- Schönhagen, P. (1999). Der Journalist als unbeteiligter Beobachter. In: *Publizistik*, 44 (1), S. 271-287.
- Trümper, S. (2011). Redaktionskultur in Deutschland am Fallbeispiel der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und der Bild-Zeitung. In: Elser, M. (Hg.): *Die Aneignung von Medienkultur: Medienprodukte, Medientechnologien, Medienakteure*. Wiesbaden: VS, S 173-192.
- Urry, J. (2007). *Mobilities*. Cambridge: Polity Press.
- Verband Deutscher Zeitungsverleger (Hg.) (3. November 2011). *VDZ-Jahrespressekonferenz 2011*. Berlin. Abgerufen von http://www.vdz.de/uploads/media/20111103_JPK_Charts.pdf, Zugriff am 17.8.2012.
- Virilio, P. (1993). *Krieg und Fernsehen*. Aus dem Französischen von Bernd Wilczek. München (u.a.): Carl Hanser Verlag.
- Weaver, D.; Beam, R.; Brownlee, B.; Voakes, P. & Wilhoit, G. C. (2007): *The American Journalist in the 21st Century*. U.S. News People at the Dawn of a New Millennium. Mahwah, New Jersey et al.: Earlbaum.
- Weischenberg, S.; Malik, M. & Scholl, A. (2006). *Die Souffleure der Mediengesellschaft*. Report über die Journalisten in Deutschland. Konstanz: UVK-Verlag.
- Winkelmann, U. (12.05.2009). Die Grüne Inszenierung. Ein Thema dominierte den Grünen-Parteitag: die Berichterstattung über die eigene Partei. Ein ordentliches Gespräch war deshalb kaum möglich. In: *Tageszeitung*, S. 14.

Margreth LÜNENBORG

ist Professorin für Kommunikationswissenschaft mit dem Schwerpunkt Journalistik an der FU Berlin. Zugleich leitet sie dort als Direktorin das Internationale Journalisten-Kolleg. Arbeitsschwerpunkte: Journalismusforschung, Gender Media Studies, populäre Medienformate, Migration und Medien. Aktuelle Veröffentlichungen: *Ungleich mächtig. Das Gendering von Führungspersonen aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft in der Medienkommunikation* (Hg. zus. mit J. Röser) Bielefeld 2012. *Skandalisierung im Fernsehen. Strategien, Erscheinungsformen und Rezeption von Reality TV Formaten* (zus. mit D. Martens, T. Köhler, C. Töpfer) Berlin 2011. *Migrantinnen in den Medien. Darstellungen in der Presse und ihre Rezeption* (gem. mit K. Fritsche und A. Bach) Bielefeld 2011.

Zeit der Mediatisierung - Mediatisierung der Zeit

Aktuelle Beobachtungen und ihre historischen Bezüge

Friedrich Krotz

Zentrum für Medien-, Kommunikations- und Informationsforschung
Universität Bremen

Abstract

„Mediatisierung“ beschreibt die historischen und die aktuellen Prozesse eines Wandels von Kultur und Gesellschaft, von Alltag und sozialen Beziehungen der Menschen im Kontext des Wandels der Medien. „Zeiten der Mediatisierung“ sind insofern Zeiten, in denen neue Medien entstehen und sich durchsetzen und in denen sich in der Folge auf Makro-, Meso- oder Mikroebene Kultur und Gesellschaft wandeln. Sie sind aber auch Zeiten, in denen die gesellschaftlichen oder ökonomischen Bedingungen für solchen Wandel entstehen. „Mediatisierung der Zeit“ meint umgekehrt, wie sich im Kontext des Wandels der Medien die Zeitvorstellungen der Menschen entwickeln und etablieren und diese dann wieder auf die Medien rückwirken. Der Aufsatz versucht, diese bisher wenig untersuchten Prozesse anhand von Fallstudien zu verdeutlichen und daraus Folgerungen über den Zusammenhang von Medien und Zeit abzuleiten.

Bis heute beginnen die Nachrichtensendungen im deutschen öffentlich-rechtlichen Fernsehen der ARD und des ZDF mit der Darstellung einer Uhr, deren Sekundenzeiger sich einem für den Zuschauer unbekanntem Zeitpunkt nähert. Wenn er diesen erreicht, springt das Bild um und die Erkennungsmelodie der jeweiligen Nachrichtensendung ertönt. Dies war wohl in früheren Zeiten als eine Dienstleistung für die Zuschauer gedacht, insofern es darum ging, eine allgemeine Zeitordnung in der Gesellschaft durchzusetzen. In einer Welt von Uhren und elektronischen Geräten mit Zeitansage kann davon aber wohl kaum noch die Rede sein: Niemand stellt seine Uhr, sei diese analog, digital oder in seinem Mobiltelefon integriert, auf 22:16:20, ohnehin bekommen heute immer mehr Uhren die aktuelle Zeit per Funk zugeliefert, so dass ein manueller Abgleich unnötig ist. Die im Fernsehen dargestellte Zeit richtet sich dementsprechend nicht nach dem eventuellen Bedarf der Zuschauer, sondern leitet die Nachrichten ein und kommentiert so die Nachrichtensendung als Ganzes. Es lässt sich vermuten, dass ARD und ZDF damit den Zuschauern nahelegen wollen, dass ihre Nachrichten so aktuell und so exakt sind wie die exakte Messung der Zeit. Das Medium Fernsehen – ähnliche Aussagen gelten beispielsweise auch für den deutschen Privatsender RTL – will damit, so die Schlussfolgerung, sich die Reputation der

exakten Uhrzeit ausleihen bzw. an diese Reputation anknüpfen. Mit der Einleitung der täglichen Nachrichten durch die Verkündung der exakten Zeit erinnert das Fernsehen zudem an seine Grundstruktur als Programmmedium, das einem Sendeplan folgt und den gesamten Sendetag in kleine oder manchmal, etwa im Falle von Videoclipfernsehen, größere Einheiten unterteilt. Dies reproduziert einerseits die interne, arbeitsteilige Struktur des Fernsehveranstalters und bietet den Zuschauern Möglichkeiten des Einstiegs in ein Programm. Andererseits haben die Nachrichten als Programmteil auch die Funktion,

Immer wieder eine Art Rückkehr aus der Welt der medial erzeugten Phantasien und Wünsche in die Welt der medial ausgestellten gesellschaftlichen Realität (Hickethier, 2002, S. 120)

herstellen zu sollen.

Da solches in zeitliche Schubladen unterteiltes Programmfernsehen die einzig praktikierbare Fernsehform in Europa zu sein scheint, wohingegen andere Medien wie das Bild oder das Buch solche erzwungenen Schnitte nicht kennen, kann man daran anschließend sogar vermuten, dass diese Unterteilung des Programms in Sendungen überhaupt den Zweck verfolgt hat, zu verhindern, dass die Zuschauer aus dem Medium nicht wieder

in die Realität zurückfinden – bekanntlich eine der Grundängste, die mit dem Begriff des Mediums verbunden sind. Diese Schutzfunktion vor Realitätsverlust wird freilich wieder umgangen, wenn die Programmplaner heute ihre Sendungen so aneinanderreihen, dass das vorhandene Publikum möglichst dabei bleibt, der Grundton also erhalten und das Publikum von einer Sendung zur nächsten weiter „vererbt“ wird. Gleichzeitig werden Programme rhythmisiert, periodisiert und die Programmlängen vereinheitlicht, sodass sich das Publikum im Programm auch ohne Programmguide zurechtfindet: Das Fernsehen von heute ist unersättlich, immer unzufrieden mit dem Teil der menschlichen Lebenszeit, die nicht auf seine Nutzung entfällt, und es praktiziert einen eigenständigen Umgang mit der Zeit, um die Menschen immer wieder einzufangen und zum Dabeibleiben zu verführen.

Das Fernsehen und auch das Radio haben sich schon immer als Zeittaktgeber präsentiert. Beide zusammen reagierten in langen Phasen des 20. Jahrhunderts in vielen Ländern auf die Notwendigkeit, synchronisierte, exakte Zeitpunkte, also ein Zeitkorsett zur Verfügung zu stellen, das an die einzelnen Menschen gerichtet war, um sie pünktlich zur Arbeit zu schicken und danach wieder in Empfang zu nehmen. Interessanterweise tat dies vor der Erfindung des Rundfunks beispielsweise in den USA die 1880 gegründete Aktiengesellschaft US Standard Time Company, die ihren Abonnenten, in diesem Fall Institutionen und Unternehmen, gegen Gebühr per Telegraphie exakte Zeitpunkte lieferte. Laut ihrer Eigenwerbung trug sie so zur Organisation von Fabriken und zu einem geordneten Schulunterricht bei (vgl. Levine, 2011, S. 104). Dass die Fabrikbesitzer damit die Kontrolle über die Arbeitszeit ihrer Mitarbeiter hatten und durchaus auch die Uhr gelegentlich anhielten, um ein wenig Mehrarbeit zu erzwingen, das zeigt die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte.

Damit ist eine Reihe von Fragen angesprochen, die sich im Zusammenhang von Mediatisierung und Zeit stellen. Dies ist das Thema des vorlie-

genden Aufsatzes, der die oben genannten Beobachtungen aufgreift. Nicht einbezogen werden Fragen nach dem Wesen der Zeit oder eine generelle Übersicht des Zusammenhangs von Medien und Zeit. In diesen Punkten soll verwiesen sein auf Elias (1988), Nowotny (1989), Neverla (1992) Faulstich & Steininger (2002) oder Nowzad (2011) und auch auf McLuhan (1992), der die Uhr als Medium verstanden hat. Stattdessen stehen Mediatisierung als Metaprozess und die Entwicklung von Zeit in ihrer gesellschaftlichen und kulturellen Bedeutung im Vordergrund.

Mediatisierung als Konzept zur Rekonstruktion des Wandels von Alltag, Kultur und Gesellschaft im Kontext des Medienwandels und ihr Bezug zu „Zeit“

Der Begriff der Mediatisierung und darauf verweisende Konzepte sind jenseits jeder Kodifizierung immer wieder in Schriften im 20. Jahrhundert verwendet worden (vgl. Lundby, 2009; Hjvard, 2009). Der systematische Versuch, diese Konzepte zu kodifizieren und eine Mediatisierungstheorie

Das Fernsehen von heute ist unersättlich, immer unzufrieden mit dem Teil der menschlichen Lebenszeit, die nicht auf seine Nutzung entfällt, und es praktiziert einen eigenständigen Umgang mit der Zeit, um die Menschen immer wieder einzufangen.

als eine Subdisziplin der Kommunikations- und Medienwissenschaft zu entwickeln, findet sich aber erst Ende des 20. Jahrhunderts. Eine dieses Konzept tragende und darüber forschende WissenschaftlerInnengemeinschaft entwickelt sich erst heute. Dabei stehen die Phänomene der Digitalisierung und der Verwendung von Computern für

Kommunikation, sowie der dadurch augenfällig gewordene rapide und grundlegende Wandel aller Lebensbereiche des Menschen im Vordergrund. Mediatisierung wird deshalb oft als ein Konzept begriffen, das sich vor allem mit Medienwandel beschäftigt. Dies ist jedoch nicht richtig.

Unter Mediatisierungstheorie wird mittlerweile eine Prozesstheorie des Wandels von Alltag, Kultur und Gesellschaft verstanden, der im Kontext des Wandels der Medien und ihrer Bedeutung zustande kommt und umgekehrt auf diesen Medienwandel zurückwirkt.

„Mediatisierung“ bezeichnet dementsprechend

einen langfristigen und aktuellen (Meta-)Prozess eines Wandels von Kultur und Gesellschaft auf verschiedenen Ebenen, der im Wandel der Medien wurzelt. Im Gegensatz zur Mediumstheorie (vgl. Innis, 1951; McLuhan, 1992; Meyrowitz, 1990; Krotz, 2001, 2007) ist sie nicht technizistisch ausgelegt und geht auch nicht von einer Phaseneinteilung der menschlichen Geschichte nach vorherrschenden Medien aus. Sie ist nicht kausal aufgebaut und ist, wie Kepplinger (2008) betont hat, auch keine Medienwirkungstheorie, weil Medienwirkung in der Kommunikationswissenschaft als Wirkung von Medieninhalten definiert ist. Stattdessen setzt sie an einem *multidimensionalen Medienbegriff* an, in dem sich technische, soziale und kulturelle Bedingungen verschränken: Medien sind danach einerseits strukturelle Techniken und soziale Institutionen. Andererseits sind sie Produzenten und Verteiler kommunikativer Inhalte in spezifischen Formen, die als Erlebnisraum für die jeweiligen Nutzer dienen. In dieser Sichtweise als übergreifende Entität und situatives Geschehen ist ein semiotisches Verständnis von Mediatisierung angelegt. Als zentraler Mechanismus für Mediatisierung kann dann das *kommunikative Handeln der Menschen* angesehen werden, die als symbolische Wesen im Sinne Ernst Cassirers und Norbert Elias' ihre soziale Welt mittels symbolisch vermitteltem Handeln interaktional und kommunikativ konstruieren (vgl. Berger & Luckmann, 1980): Infolge der Verwendung von Medien und des Bezugs auf Medien, deren Formen, sowie Inhalte, differenziert sich Kommunikation als Grundform sozialen Handelns in Formen und Typen medienbezogener Kommunikation aus. Dadurch verändern sich Kommunikationsbedingungen, die praktischen Formen sozialen und kommunikativen Handelns sowie der Bezugnahme der Menschen auf Medien ebenso wie die mit diesen Aktivitäten verbundenen Sinnkonstruktionen:¹

Der Lebensraum Internet, die massenmedial und die interaktiv erzeugten Wirklichkeiten, die vielfältigen Möglichkeiten der Gestaltung sozialer, parasozialer und pseudosozialer Beziehungen, die Balance zwischen online- und offline-Lebensformen sind Beispiele dafür. Wenn Mediatisierungsforschung als Forschungsrichtung sich folglich mit der Durchdringung aller sozialen Kategorien und kulturellen Sinnkonstruktionen

durch Medien beschäftigt, dann ist in diesem Zusammenhang auch die Relation zwischen Mediatisierung und Zeit zu klären.

Aus einer mediatisierungstheoretischen Perspektive heraus lassen sich *zwei Fragestellungen formulieren, die einen Bezug zum Thema Medien und Zeit herstellen.*

- Zum Ersten muss der *Prozesscharakter von Mediatisierung* verstanden, also Mediatisierung als Prozess in der Zeit entwickelt und empirisch untersucht werden. Das heißt dann, dass man den Zeitpunkt der Erfindung eines Mediums und seine Durchsetzung in einer bestimmten Kultur, aber auch die Bedingungen für diese Entwicklung untersuchen muss, und dass davon analytisch getrennt der darin gründende Wandel von Kultur und Gesellschaft im Zusammenhang mit anderen Prozessen zu analysieren ist; all dies zusammen definiert verschiedene Phasen einer *Zeit der Mediatisierung*. Der Fall der Zulieferung von Zeitpunkten an Fabriken und andere Institutionen macht zudem deutlich, dass diese Prozesse auch im Zusammenhang mit gesellschaftlicher Macht und kultureller Hegemonie gesehen werden müssen, also nicht nur als medienbezogene Prozesse verstanden werden dürfen.

Ein Problem dabei ist, dass sich Mediatisierung in verschiedenen Kulturen und in verschiedenen Phasen durchaus unterschiedlich entwickeln kann. Beispielsweise beschreibt die Soziologin Nina Degele auf der Basis der Arbeiten von Werner Rammert, wie, geschuldet den verschiedenen Kommunikationsstilen und Gesellschaftsbedingungen in den USA und in Großbritannien des ausgehenden 19. Jahrhunderts, das Telefon sich in beiden Gesellschaften ganz unterschiedlich schnell durchsetzte. (vgl. Degele, 2002, S. 115ff) *Aussagen über Mediatisierung haben von daher immer nur eine zeitlich und räumlich begrenzte Gültigkeit.*

- Zum Zweiten geht es um die Frage einer *Mediatisierung von Zeit* – also etwa um die Bedeutung des Medienwandels für die Durchsetzung einer spezifischen Art von Zeitordnung, sowie für das Zeitbewusstsein und die Zeitorientierung der Bevölkerung einer Kultur und Ge-

¹ Ausführlicher: Hepp (2011), Krotz (2012). Dort wird auch erläutert, inwiefern Mediatisierung als Konsequenz einer allgemeinen autonomen Medienlogik nach Altheide & Snow

(1979) oder die Annahme von Teilprozessen nach Schulz (2004) als Sonderfälle der hier skizzierten Theorie verstanden werden können.

sellschaft in einer historischen Phase, was sich als wesentlich schwierigere Frage herausstellt. Aber auch hier muss man den Wandel im zeitbezogenen Handeln und seine Bedeutung im Zusammenhang mit gesellschaftlichen und kulturellen Wirklichkeiten betrachten und beispielsweise der Frage nachgehen, ob der Wandel zur Herrschaft der Menschen über die Zeit oder zur Herrschaft der Zeit über die Menschen führt und wer diesen Wandel vorantreibt. Die zunehmende Beschleunigung ist beispielsweise eine jener Entwicklungen, die in dieser Hinsicht diskutiert werden. Auch die zeitlichen Strukturen, die die Medien setzen, um ihre Produkte an Mann und Frau zu bringen, müssen in dieser Hinsicht analysiert werden.

Die folgenden Kapitel beschäftigen sich nun mit Fallstudien zu diesen beiden Fragestellungen.

Zeit der Mediatisierung: Buchdruck und Alphabetisierung

Zeiten der Mediatisierung sind also einerseits Zeiten, in denen sich Medien durchsetzen und weiter entwickeln, insofern sich dadurch das kommunikative Handeln der Menschen verändert und sich so andere Formen der sozialen Realität sowie kulturell definierter Sinnpotentiale ergeben, die auf die Medien selbst wieder zurückwirken. Andererseits sind es Zeiten, in denen die technischen, ökonomischen und sozialen Bedingungen für diese Entwicklungen entstehen. Ein erstes Beispiel dafür findet sich bei Krotz (2012) und dort zitierten weiteren Texten: Es wird auf der Basis historischer wie aktueller Arbeiten umrissen, wie sich in der Renaissance in Europa das perspektivische Sehen entwickelt hat, das die Erwartungen an Bilddarstellungen aller Art standardisiert und die visuelle Kultur wesentlich beeinflusst hat. Es wird ebenfalls gezeigt, wie die heute sich entwickelnde Technik der „Augmented Reality“, die über das Smartphone schon allgemein zugänglich ist, an dieser Normierung anknüpft:

Aber auch hier muss man den Wandel im zeitbezogenen Handeln und seine Bedeutung im Zusammenhang mit gesellschaftlichen und kulturellen Wirklichkeiten betrachten und beispielsweise der Frage nachgehen, ob der Wandel zur Herrschaft der Menschen über die Zeit oder zur Herrschaft der Zeit über die Menschen führt und wer diesen Wandel vorantreibt.

Die zusätzlichen Informationen über die Realität im Bild, etwa auf einer Windschutzscheibe im Auto oder eingespielt auf eine Brille, werden so angebracht, als ob sie in Zentralperspektive gesehen werden. Diese Entwicklungen definieren Zeiten einer Entwicklung der Mediatisierung des Sehens, das wir als Gattung auf diese Weise immer wieder neu lernen.

Hier will ich mich demgegenüber auf einige Überlegungen zum Buchdruck und der Alphabetisierung beschränken und zeigen, wie Mediatisierung durch Drucktechnologie verstanden und untersucht werden muss. In einer kulturell sensiblen Mediatisierungsperspektive müssen die Zeiten einer Mediatisierung auf der Basis von Drucktechniken nicht nur auf ihre ganz direkten Folgen hin untersucht werden, sondern auch als Einfluss

und Motor für die kulturelle und gesellschaftliche Entwicklung im Vorfeld der Erfindung der Druckerpresse begriffen werden: Sie knüpft an die Umorganisation von geschriebenen Texten im 10. und 11. Jahrhundert an und realisiert sich als zwar breite, aber in ihrer Tiefe bloß zögerliche und letztlich ‚halbe‘ Alphabetisierung im 19. Jahrhundert.

Im Hinblick auf die Voraussetzungen für den Erfolg der Druckerpresse lässt sich auf die Untersuchungen Ivan Illichs 2010 (vgl. auch Bösch, 2011) verweisen. Basis für seine Thesen ist die Interpretation des Buches *Didaskalion* des Mönches Hugo von St. Viktor, der im 11. Jahrhundert beschreibt, wie man – zu jener Zeit – richtig liest. Dabei verabsolutiert Hugo offensichtlich die Art, wie Bücher in jener Zeit geschrieben waren – ohne Satzzeichen, ohne Trennung von einzelnen Worten, ohne Inhaltsverzeichnis, Zwischenüberschriften, Seitenzahlen und sonstigen organisatorischen Hilfsmitteln, die wir von einem Buch heute selbstverständlich erwarten, die uns aber eigentlich nur das Lesen erleichtern sollen, ohne auf den Inhalt des Textes Einfluss zu nehmen. Bücher wurden damals laut und „mit den Ohren“ gelesen, weil Sinneinheiten nicht vorab erkennbar

waren und man den Sinn eines Textes erschloss, indem man sich selbst zuhörte. Lesen fand dementsprechend unter Einsatz des ganzen Körpers statt. Darüber hinaus wurde den gelesenen Texten, nahezu ausschließlich griechisch, lateinisch oder hebräisch verfasste Klassiker und religiöse Schriften, prinzipiell geglaubt; sie wurden memoriert und leiteten in die Meditation über. Dieser, in den Klöstern betriebene Lesestil, war in einer sich in der Renaissance weiter entwickelnden Gesellschaft nicht mehr angemessen: Fernhandel, sich ausbreitende Verwaltungstätigkeiten, längere und komplexere Handlungsperspektiven auf vielen Lebensfeldern, Wandel von Technik, Ackerbau, Viehzucht, kirchliche und staatliche Aktivitäten erzeugten neue Verwaltungszwänge, verlangten etwa schriftliche Verträge und Abrechnungen, Archivierungen und weit im Raum transportierte Informationen. In der Folge wurden Bücher in die Form gegossen, wie wir sie heute erwarten und in den damals eigentlich nicht für Schrift gedachten Gebrauchssprachen wie deutsch oder französisch verfasst. Das Lesen wurde leise, selektiver, prüfender und kritischer. Die ersten Universitäten, die auch dialogische Formen verwendeten, kamen auf – und dies alles geschah Jahrhunderte vor Gutenberg.

Der Erfolg der Druckmaschine beruht demnach nicht nur auf der Verbesserung von Technik und Organisation sowie formaler Standardisierung des Druckbildes oder sonstigen nur auf Medien beschränkten Neuerungen, sondern auch auf den erweiterten Nutzungsmöglichkeiten von Druckerzeugnissen, nach denen Nachfrage entstanden war, und die langfristig mit diesen neuen Technologien leichter bedient werden konnte.

Im Hinblick auf die Folgen der Erfindung der Drucktechnologie ist ferner nicht nur die veränderte mediale Landschaft zu berücksichtigen, was zumindest manche mit Fokus auf Öffentlichkeit forschenden Medienhistoriker vor allem interessiert (z.B. Schiewe, 2004; Raible, 2006). Bekannt ist, dass die Reformation ohne die Nutzung der Drucktechnologie so nicht hätte stattfinden können, wie es tatsächlich der Fall war. Als weitere Beispiele für, natürlich nicht nur auf die Druckerpresse zurückzuführende, Entwicklungen können genannt werden, dass sich ein Bild von Kindheit (vgl. Aries, 1978) bildete und dass im Zusammenhang damit Schulen und Bildungsinstitutionen entstanden oder sich die Wohnformen änderten. Hierzu liegt eine Vielfalt von Studien vor,

z.B. von Jürgen Wilke (2004) zur Entstehung des Bahnhofsbuchhandels oder von Arnulf Kutsch und Andy Wagner (2011), die die finanziellen Ausgaben der Menschen für Medien in früheren Zeiten in den Blick nahmen.

In einem weiteren Sinn müssen aber auch die Alphabetisierung der Gesamtbevölkerung und deren soziale und kulturelle Konsequenzen in ihrem Zusammenhang mit Macht und Hegemonie als Teil der Mediatisierung durch die Druckerpresse begriffen werden: In dieser Perspektive verweist etwa Stein (2010) in seiner differenzierten Gesamtdarstellung darauf, dass die Alphabetisierung immer insofern halb geblieben ist, als sie darauf beschränkt war, Partizipation durch das Lesen zu erreichen und gerade nicht durch aktivere Formen, insbesondere durch das Schreiben:

Die schulische Massenalphabetisierung war vor allem eingebettet in ein System politisch-ökonomischer ‚Sozialdisziplinierungen‘ (R. Kosellek). Schreib- und Leseerziehungen dienten mit ihrer Akzentuierung des Kognitiven (sauberes, korrektes Abschreiben, stummes Lesen, Stillsitzen, Auswendiglernen usw.) der Einübung in Verhaltensweisen, die in Verbindung mit ausgewählten Lehrstoffen erwünschte Gesinnungen und Verhaltensweisen loyaler Untertanen gewährleisten sollten.

(Stein, 2011, S. 271)

Kurz gesagt: Schön schreiben und Lesen statt aktives Partizipieren durch Schreiben. Auch Osterhammel (2011) weist darauf hin, dass, zumindest was die Intentionen der Macht angeht, die Alphabetisierung erst dann in Angriff genommen wurde, als die Industrie es erforderlich machte, nämlich im 19. Jahrhundert und dann der Preis gelegentlich hoch war, den Gesellschaften und Individuen dafür bezahlen mussten. *Zeiten der Mediatisierung sind dementsprechend nicht nur die Zeiten, in denen Medien entwickelt werden und sich durchsetzen, sondern auch die, in denen die Vorbedingungen für ihren Erfolg geschaffen werden, in denen sich die menschliche Wahrnehmung von Wirklichkeit wandelten und dann oder in der Folge angepasst, normiert und standardisiert wurde. Zeiten der Mediatisierung äußern sich auch in gesellschaftlichen Entwicklungen, die neue Organisations-, Handlungs- und Wahrnehmungsformen erforderlich machen. Sie hängen damit natürlich immer auch von den kulturellen und sozialen Bedingungen ab, von denen die Rede ist.*

Es ist offensichtlich, dass das Mediatisierungskonzept der Kommunikationsgeschichtsschreibung eine breite Perspektive abverlangt, die weit in die gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklungen hinein weist. Die Besonderheit des Mediatisierungsansatzes liegt dabei darin, dass Entwicklungen als langfristige Prozesse konzipiert sind – dass also hier einerseits ein Vorher-Nachher-Vergleich möglich ist, dass andererseits aber auch ein Entwicklungskonzept unterstellt wird, dessen Regeln und Gesetze, soweit sie verallgemeinerbar sind, dazu taugen können und müssen, diese Vorher-Nachher-Differenzen in ihren Voraussetzungen, in ihren spezifischen Äußerungsformen und ihrem Zustandekommen und ihren langfristigen Konsequenzen zu rekonstruieren.

Mediatisierung der Zeit: Zeitmessung und Synchronisierung in Kooperation von Macht und Medien

Menschen leben – in Anlehnung an Norbert Elias (1989) – physikalisch/biologisch in Zeit und Raum, die sie aber als symbolische Wesen selbst erst erschaffen und produzieren. Sie handeln in Bezug auf die so erzeugte symbolische Welt, die einzige Art, in der sie ihre Welt begreifen können. Deswegen besitzt jede Gemeinschaft oder Gesellschaft immer auch eine Zeitordnung, ohne die sie nicht funktionieren kann. Dies gilt erst recht für sich ausdifferenzierende Gesellschaften, für die Zeitordnungen und darauf bezogenes verbindliches Handeln zumindest als vereinbarungsfähige Möglichkeit erforderlich sind. Dies ist der Hintergrund für die bekannte These von Lewis Mumford, dass die Uhr die wichtigste Maschine des (europäischen) Industriezeitalters sei (vgl. Osterhammel, 2011, S. 122), und dies ist auch der Grund, warum diese verbindliche Zeitordnung in Europa im 19. Jahrhundert endgültig durchgesetzt wird.

Zu dieser Zeitordnung tragen in Europa zunächst einmal die periodischen Schriftmedien bei. Sie ermöglichen die Zählung der Jahre, die Unterscheidung von Monaten, Wochen, Tagen etc. und deren jeweilige Besonderheiten und Unterscheidungen und sorgen vor allem auch dafür, dass die Idee des Kalenders nicht nur im wissenschaftlichen Raum verbleibt, sondern bedeutsam zur Strukturierung und Ordnung des Alltagshandelns der Bevölkerung wird. Die frühen gedruck-

ten Jahrbücher und die Kalenderbücher, die periodisch, später täglich erscheinenden Zeitungen etc. verankern dieses Wissen in der Bevölkerung. Für die Koordinationsnotwendigkeiten der Gesellschaften jener Zeit waren solche Zeitformen offensichtlich ausreichend.

Darüber hinaus bedarf es aber in sich ausdifferenzierenden Gesellschaften immer genauerer Messungen und Festlegungen von Zeitpunkten und Zeitphasen, um die immer komplexeren Handlungsketten umsetzen zu können. Dies verlangt offensichtlich mindestens *dreierlei: Verfahren einer immer exakteren Zeitmessung, die zeitliche Synchronisierung in den jeweiligen sozialen und geographischen Räumen, in denen Kooperation stattfinden sollte, bis hin zu einer Weltzeit, und das, was Chronometrisierung genannt wird, also die breite und kontinuierliche Orientierung der Bevölkerung an der Uhr, was einen leichten und jederzeitigen Zugang zu Uhren voraussetzt.*

Die Geschichte der *Zeitmessung* selbst ist endlos lang (hier und im Folgenden: vgl. Cipolla, 1999; Levine, 2011). Duft- und Wasseruhren, Klang- und Sonnenuhren, und alle möglichen weiteren Technologien sind hier erprobt worden. Dabei scheinen es zumindest in Europa vor allem die Vertreter gesellschaftlicher Macht gewesen zu sein, die sich für Uhren und deren Verwendung interessierten. Die erste mechanische Uhr ist bekanntlich in einem Kloster erfunden worden, in dem es darum ging, die Zeiten des Betens verbindlich zu machen. Aus ähnlichen Gründen wurden dann im Laufe der Zeit Kirchen und Rathäuser sowie die Wohnsitze der weltlichen Mächtigen mit Uhren ausgerüstet. Später im 19. Jahrhundert waren es dann funktional die Bahnhöfe, auf denen Uhren einsehbar waren, dann aber auch die Banken und Geschäftsviertel, in denen die Uhren nicht nur Reichtum repräsentierten, sondern auch zur verbindlichen gesellschaftlichen Organisation mahnten. Hier ist deutlich, dass vor allem die gesellschaftlichen Institutionen, die für Koordination auf der Basis von Macht agieren, an exakter Zeitmessung interessiert sind, sich mit den entstehenden Produkten schmücken und ihre Bedeutung unterstreichen und so auch zur Diffusion entsprechender Zeitstrukturen beitragen.

Was die *Synchronisation* von Zeit angeht, so können wir hier auf Osterhammel rekurren:

Um 1800 findet man in keinem Land der Welt eine Synchronisation von Zeitsignalen

über die Grenzen einer Stadt hinaus. [...] Um 1890 war die Zeitmessung nicht nur in den technisch fortgeschrittenen Industriestaaten koordiniert.

(Osterhammel, 2011, S. 119)

Über die „verminderte, aber nicht verschwundene Vielfalt“ hat sich „die Ordnung einer Weltzeit gelegt.“ (ebd.) Dafür haben dem gleichen Autor zufolge die elektrischen Medien eine wesentliche Rolle gespielt:

Erst die Erfindung und Einführung der Übermittlung elektrischer Impulse durch den Telegraphen macht das Problem [einer Gleichstellung der Uhren, F.K.] grundsätzlich lösbar
(Osterhammel, 2011, S. 119)

Es sind danach letztlich die Bedarfe von Militär, Eisenbahn und die Navigation bei der Schifffahrt im Rahmen der weitergehenden wirtschaftlichen trans- und internationalen Entwicklung, aber auch der Kolonialismus und die weltweiten Kriege einer Zentrums-Peripherie-Struktur, die zu einer weltweit koordinierten Zeit unter Verwendung entsprechender Technologien führten. Insbe-

sondere die Entwicklung und Verbreitung des Telegraphen war ein Prozess, der von den europäischen Kolonialmächten vorangetrieben wurde.

Der Nullmeridian in Greenwich bei London ist bis heute ein deutlicher Beleg für die damaligen Interessen und Machtverteilungen. Dass die Franzosen sich mit ihrem Wunsch, den Nullmeridian durch Paris zu

legen, nicht durchsetzen konnten, führte dann dazu, dass sie ihre Zeit der internationalen Zeitordnung erst im Ersten Weltkrieg anpassten. Erst eine weltweite Synchronisierung ermöglicht auch eine weltweite Koordination von Staaten und Organisationen, Institutionen und Menschen, die ihre Handlungen zeitlich und damit bei vorgegebenen Transportmitteln auch räumlich und auf weitere Weisen aufeinander abstimmen können. Dafür bedarf es natürlich auch einer Vereinheitlichung und Standardisierung von Zeitbegriffen sowie sozialer Organisationen und Institutionen, die dies überall da durchsetzen, wo es notwendig ist. Wenn in Japan beispielsweise sowohl der Tag

als auch die Nacht traditionell in sechs Stunden eingeteilt wurden, so bedeutet dies, dass die Stunden am Tag eine andere Länge hatten als die in der Nacht und dass sich diese Längen im Laufe des Jahres veränderten – eine Plage nicht nur für die Entwicklung von mechanischen Zeitmessern, sondern auch eine Zeitdefinition, die mit der normierten Zeit europäischer Provenienz wegstandardisiert werden musste, weil sie nur regionale Gültigkeit haben konnte. An dem Synchronisierungsprozess sind die Medien relevant beteiligt, denn sie unterstützen ihn.

Ein dritter Schritt, der meist mit der Synchronisierung zusammen gedacht wird, muss als *Chronometrisierung*, als etwas Eigenständiges verstanden werden: Dabei geht es um die Ausstattung der Welt mit Uhren, um so die Gewohnheit und Verpflichtung zur Orientierung an der synchronisierten gemeinsamen Zeit zu befördern. Wichtig dafür ist eine allmähliche Miniaturisierung und Verbilligung von Uhren, von der Turmuhr zur Taschenuhr zur Armbanduhr, wobei die letztere zunächst einmal als unpraktisch galt und sich erst im Ersten Weltkrieg durchsetzen konnte.

Erst eine weltweite Synchronisierung ermöglicht auch eine weltweite Koordination von Staaten und Organisationen, Institutionen und Menschen, die ihre Handlungen zeitlich und damit bei vorgegebenen Transportmitteln auch räumlich und auf weitere Weisen aufeinander abstimmen können.

Auch hier kommen die Medien ins Spiel, und zwar in einem erheblich größeren Ausmaß als bei den beiden anderen Prozessen. Dies zeigt sich nicht zuletzt an solchen Dingen wie der telefonische Zeitansage oder der Erprobung des Rundfunks im Ersten Weltkrieg, die sicher nicht darin bestand, den Soldaten Hörspiele in die Schütz-

engräben zu liefern, sondern wohl eher darin, militärische Aktionen zeitlich zu koordinieren, etwa „zum Angriff zu blasen“. Vor allem für die Koordination individuellen Handelns scheinen die Massenmedien eine wesentliche Rolle übernommen zu haben, wie im nächsten und letzten Teilkapitel argumentiert wird.

Zusammenfassend lässt sich bis hierhin sagen, dass es im europäischen Mittelalter die mächtige Institution der Kirche, sodann die Fürsten und Bürgermeister der großen Städte sind, die für die Verbreitung von Uhren in Europa sorgen. Diese Rolle wird dann zunehmend von den aufkom-

menden Mächten in der bürgerlichen Gesellschaft übernommen, den Banken und Kapitalisten in den Geschäftsvierteln; gleichzeitig sorgen nicht nur Handel und Reisen, sondern vor allem auch die Bedarfe der großen Kolonialmächte, zu denen auch die USA zählen, für eine Weltordnung von Zeit und eine Angleichung von Zeitstrukturen und Zeitorientierung (auch wenn die Jahreszählung bis heute unterschiedlich bleibt). Verbunden damit ist eine immer weiter gehende Miniaturisierung und Verbilligung und damit Diffusion von individuell genutzten Uhren bis hin zur Armbanduhr, die sich besonders im Krieg bewährt. Die Medien agieren erst als Helfer, dann tragen sie immer mehr zur Zeitgestaltung bei.

Die Bedeutung von Staat und Wirtschaft für die Durchsetzung einer Zeitordnung wird auch deutlich, wenn man sich die Untersuchungen des empirischen Zeitforschers Robert Levine (2011) ansieht. Er hat in seinem Bemühen, eine Landkarte der Zeit zu konstruieren, drei Indikatoren gewählt, um Länder zu klassifizieren: Die Gehgeschwindigkeit in den Bürovierteln der Großstadt, die Dauer, die man braucht, um eine Standardbriefmarke zu kaufen, wobei mit einem Geldschein bezahlt werden soll, und die Genauigkeit von Uhren an Bankgebäuden. Die Schweiz liegt nach diesen Indikatoren vorne, gefolgt von Deutschland und Japan – wobei Japan vor allem deswegen auf dem dritten Platz liegt, weil dort die Briefmarke erst einmal noch eingepackt wird. Platz 30 hingegen, der letzte Platz unter den untersuchten Ländern, wird von Mexiko eingenommen. Dies liegt vermutlich daran, dass Levine produktionsorientierte Indikatoren gewählt hat. Es ist kaum anzunehmen, dass Mexikaner in der Regel den Beginn ihrer Lieblingsserie oder diese ganz verpassen.

Vermutungen über aktuelle Tendenzen: Internalisierung, Selbststeuerung und Informalisierung der Zeit und der Medien

Abschließend sollen nun aktuelle Tendenzen einer Mediatisierung der Zeit diskutiert werden, über die nur spekulativ etwas gesagt werden kann. Damit ist im Anschluss an Abschnitt 2 gemeint, dass die medienvermittelte Zeit von den Menschen zur Strukturierung und Organisation ihres Alltags verwendet wird. Die These einer „Mediatisierung der Zeit“ im Alltag der Menschen lässt sich in Europa auf drei Beobachtungen stützen: 1) auf

die Entstehung und das Ende der Zeitansage per Telefon, 2) darauf, dass über einen langen Zeitraum bis nach dem Zweiten Weltkrieg hinweg die Zeitstrukturen, die die Prozessmedien Radio und Fernsehen vermittelten, immer wichtiger wurden, und 3) auf die Rolle des Mobiltelefons und des Smartphones, in dem diese Entwicklungen konvergieren.

1) Nach www.zeitansage.de/zeitansage.html (abgefragt am 9. Juni 2012) wurde die telefonische Zeitansage 1928 eingeführt und 1937 mit einer sogenannten eisernen Jungfrau, einen durch eine mechanische Uhr gesteuerten Plattenspieler, zuverlässig automatisiert. Was die Telegraphie für die Institutionen und Unternehmen war, war dann das Telefon mit der Zeitansage zusammen mit den aufkommenden Prozessmedien in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts für die Individuen: Hier wurden nicht mehr Gesellschaften zeitlich geordnet und standardisiert, sondern die Individuen in ihrer Alltagsgestaltung normiert. 2005 wird die Zeitansage, vermutlich mangels Nachfrage, wieder abgeschafft. Dies fällt mit den vielen Krisen der Uhrenindustrie zusammen, die ebenfalls durch die ubiquitären Zeitmesser in immer mehr elektronischen Geräten und insbesondere durch das von immer mehr Individuen in einer mit Medien gut versorgten Gesellschaft mitgeführte Mobiltelefon unter Druck gerät – die Armbanduhr wird immer mehr nur zum Schmuckstück. Was sie anzeigt, ist sekundär und angesichts vielfältiger anderer Geräte entbehrlich.

2) Die Prozessmedien Radio und Fernsehen dehnen sich aus, rhythmisieren ihr Programm, um an den Mechanismen der Selbstorganisation nach Zeitpunkten anzuknüpfen und senden rund um die Uhr. Sie werden zeitlich und räumlich allgegenwärtig. Insbesondere das Radio überwindet noch eine weitere zeitlich und personal definierbare Hürde, insofern es zum „Nebenbeimedium“ wird. Dies ist aus Sicht der Programmierer zwar eine negative Charakterisierung, weil Sendungen nicht mehr gewählt werden, sondern das Radio nur noch eingeschaltet und ausgeschaltet wird. Aber umgekehrt gewinnt das Radio damit das Vertrauen als ewiger bzw. zumindest immer erwünschter Begleiter, dem man immer ein Ohr schenkt und es ist noch vor dem Mobiltelefon das erste Medium, das diese Rolle einnimmt. Es ist eine Vorstufe der ständigen Präsenz von Medien für das Individuum, die sich dann weiter mit dem Computer in allen Lebenslagen, dem ständigen

Kontakt zu Facebook und Twitter und vor allem dem ständigen Dabeihaben und Benutzen des Mobiltelefons und jetzt des Smartphones auf eine weitergehende Weise realisiert.

Radio und Fernsehen haben bis zur weiten Verbreitung des Mobiltelefons die Zeitordnung und die Zeitbezüge der Menschen geprägt. Die Bedeutung von Zeit ist damit zudem nicht mehr nur auf den Produktionsprozess, auf Schule und Arbeit bezogen, sondern hat sich zu einem Zeitkonzept entwickelt, das auch für die Freizeit eingehalten werden muss, weil immer mehr Geschehnisse zeitlich terminiert sind und weil der Zeitdruck dadurch insgesamt gestiegen ist. Im Sinne des Gouvernementalitätsbegriffs von Foucault (2006) kann man sagen, dass die Medien im 20. Jahrhundert auch eine Rolle dabei gespielt haben, die gesellschaftlich akzeptable Selbstverwaltung und Selbstkontrolle der Menschen in zeitlicher Hinsicht durchzusetzen.

3) Konvergieren diese Entwicklungen in der Verbreitung und Nutzung des Smartphones. In dieser Sichtweise ist das Handy eine Taschenuhr, mit der man auch telefonieren, spielen, sich räumlich orientieren oder Musik hören kann. So gesehen ist die Möglichkeit des Telefonierens, die das Smartphone bietet, eher nur eine historische Erinnerung an die Einführung dieser Kleincomputer als Mobiltelefone anfangs der neunziger Jahre. Stets eng am Körper getragen und unab-

lässig mit Aufmerksamkeit versehen verschmilzt es, so die These hier, langfristig immer mehr mit der Person, wird es doch fast nie verliehen, archiviert die eigene Vergangenheit und speichert die Kontaktzugänge zu allen Bekannten, findet über Kopfhörer Zugang zum eigenen Kopf und wird sich in absehbarer Zeit auch visuell nicht nur über einen Bildschirm, sondern durch Einblendungen in eine Brille am direkten Erleben der Menschen beteiligen.

In diesem Zusammenhang ist aber auch auf einen Informalisierungseffekt zu verweisen. Gerade wegen der weiten Verbreitung von Mobiltelefonen und der ständigen Erreichbarkeit ihrer Besitzerinnen und Besitzer müssen manche Kooperationsformen nicht mehr unbedingt in Bezug auf eine abstrakt vorgegebene Zeitordnung geplant und umgesetzt werden. Vielmehr können beispielsweise Treffen als ein durch Mobiltelefonate begleitetes aktives Zusammenfinden umgesetzt werden, wie es heute häufig bei Jugendlichen der Fall ist. Insofern bieten auch hier wieder die Medien als Technologien und soziale Institutionen nicht nur Entwicklungen in eine Richtung an, sondern ermöglichen immer auch kreative neue Nutzungen. Was letztlich überwiegt, entscheidet jedenfalls nicht die Technik, sondern die Zivilgesellschaft, die letztlich den Menschen Handlungsräume erkämpfen muss, wenn sie die Entscheidungen nicht der Ökonomie überlassen will.

Bibliographie:

- Altheide, D. L. & Snow, P. R. (1979). *Media Logic*. Beverly Hills: Sage.
- Arïès, P. (1978). *Geschichte der Kindheit*. München: dtv.
- Berger, P. L. & Luckmann, T. (1980). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Bösch, F. (2011). *Mediengeschichte*. Frankfurt am Main/New York: Campus
- Cipolla, C. M. (1999). *Gezählte Zeit*. Wie die mechanische Uhr das Leben der Menschen veränderte. Berlin: Wagenbach.
- Degele, N. (2002). *Einführung in die Techniksoziologie*. München: Fink, UTB.
- Elias, N. (1988). *Über die Zeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Elias, N. (1989): The Symbol Theory: An Introduction. Part One in: *Theory, Culture & Society*, 6, 169-217. Part Two in: *Theory, Culture & Society* 6, 339-383. Part Three in: *Theory, Culture & Society*, 6, 499-537.
- Faulstich, W. & Steininger, C. (Hg.) (2002). *Zeit in den Medien – Medien in der Zeit*. München: Fink.
- Foucault, M. (2006). *Geschichte der Gouvernementalität*. 2 Bände. Herausgegeben von Michel Senelart. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hepp, A. (2011). *Medienkultur*. Eine Einführung in die Kultur mediatisierter Welten. Wiesbaden: VS.

- Hickethier, K. (2002). Synchron. Gleichzeitigkeit, Vertaktung und Synchronisation der Medien. In: Faulstich, W. & Steininger, C. (Hg.), *Zeit in den Medien, Medien in der Zeit*. München: Fink, S. 111-130.
- Hjvard, Stig (2009). Soft Individualism: Media and the Changing Social Character. In: Lundby, K. (Hg.), *Mediatization: Concept, Changes, Consequences*. New York: Lang, S. 159-178.
- Illich, I. (2010). *Im Weinberg des Textes*. München: C.H.Beck
- Innis, H.A. (1951). *The Bias of Communication*. Toronto: University of Toronto Press
- Kepplinger, H.M. (2008). Was unterscheidet die Mediatisierungsforschung von der Medienwirkungsforschung? In: *Publizistik*, 53 (3), S. 326-338.
- Krotz, F. (2001). *Die Mediatisierung kommunikativen Handelns*. Wie sich Alltag und soziale Beziehungen, Kultur und Gesellschaft durch die Medien wandeln. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Krotz, F. (2007). *Mediatisierung von Kommunikation: Fallstudien*. Wiesbaden: VS.
- Krotz, F. (2012): Von der Entdeckung der Zentralperspektive zur Augmented Reality. In: Krotz, F. & Hepp, A. (Hg.), *Mediatisierte Welten*, Wiesbaden: VS, S. 27-58.
- Krotz, F. & Hepp, A. (Hg.) (2012). *Mediatisierte Welten*. Wiesbaden: VS.
- Kutsch, A. & Wagener, A. (2010). Ausgaben für den Medienkonsum in Deutschland. In: Reinemann, C. & Stöber, R. (Hg.), *Wer die Vergangenheit kennt, hat eine Zukunft*. Festschrift für Jürgen Wilke. Köln: Halem, S. 104-142.
- Levine, R. (2011). *Eine Landkarte der Zeit*. Wie Kulturen mit der Zeit umgehen. München: Piper.
- Lundby, K. (Hrsg.) (2009). *Mediatization*. Concept, Changes, Consequences. New York: Peter Lang.
- McLuhan, M. (1992). *Die magischen Kanäle*. Düsseldorf: ECON.
- Meyrowitz, Jo. (1990). *Die Fernsehgesellschaft*. Weinheim/Basel: Beltz.
- Neverla, I. (1992). *Fernsehzeit*. München 1992: UVK.
- Nowzad, R. M. (2011). *Zeit der Medien*. Medien der Zeit. Berlin: LI
- Nowotny, H. (1989). *Eigenzeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Osterhammel, J. (2011). *Die Verwandlung der Welt*. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts. Sonderausgabe. München: C.H.Beck.
- Raible, W. (2006). *Medienkulturgeschichte*. Mediatisierung als Grundlage unserer kulturellen Entwicklung. Heidelberg: Universitätsverlag Winter
- Schiewe, J. (2004). *Öffentlichkeit*. Entstehung und Wandel in Deutschland. Paderborn: Schöningh/UTN
- Schulz, W. (2004). Reconstructing Mediatization as an Analytical Concept. In: *European Journal of Communication*, 19 (1), 87-101.
- Stein, P. (2010). *Schriftkultur*. Eine Geschichte des Schreibens und Lesens. Sonderausgabe als 2. Auflage. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.
- Wilke, J. (2004). Vom stationären zum mobilen Rezipienten. Entfesselung von Kommunikation in Raum und Zeit – Symptom fortschreitender Medialisierung. In: *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte*, 6, S. 1-55

Friedrich KROTZ

Dr., ist Diplom-Mathematiker und Diplom-Soziologe und hat als Soziologie promoviert und als Kommunikationswissenschaftler habilitiert. Er forscht und lehrt derzeit als Professor für Kommunikationswissenschaft mit dem Schwerpunkt Soziale Kommunikation und Mediatisierungsforschung an der Universität Bremen. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Theorie und Methoden der Kommunikationswissenschaft, Kultursoziologie, Cultural Studies, Medien und Gesellschaft und Mediatisierungsforschung. Er ist verantwortlicher Herausgeber des SSCI gerankten *Communications – the European Journal of Communication Research* und koordiniert das DFG-Schwerpunktprogramm 1505: Mediatisierte Welten.

Fernsehzeit reloaded:

Medienalltag und Zeithandeln zwischen Konstanz und Wandel

Jutta Röser und Ursula Hüsig

Institut für Kommunikationswissenschaft der Westfälischen
Wilhelms-Universität Münster

Abstract

Das Fernsehen stellt im Rahmen aktueller Mediatisierungsprozesse keineswegs ein Auslaufmodell dar, auch wenn sich Aneignungsweisen und Nutzungsmuster durchaus wandeln. Es liegt an zeitbezogenen Hintergründen, dass dem Fernsehen im häuslichen Wohnzimmer weiterhin eine zentrale Bedeutung zukommt – so die Argumentation, die im Text vertreten wird. Im Beitrag werden zunächst die Forschungstraditionen der zeit- und alltagsbezogenen Fernsehnutzungsforschung aufgearbeitet. Einen besonderen Stellenwert hat dabei die zeittheoretische Studie *Fernseh-Zeit* von Irene Neverla, die bereits vor über zwanzig Jahren den Zusammenhang von Medien- und Zeithandeln aufgezeigt hat. Verdeutlicht wird im Beitrag, dass diese Studie viele Anknüpfungspunkte zur alltagsbezogenen Fernsehrezeptionsforschung der internationalen Cultural Studies, die sich parallel entwickelte, aufweist. Im zweiten Teil des Beitrags werden aktuelle empirische Befunde zur häuslichen Fernsehnutzung im Zeichen der Digitalisierung und Mediatisierung und zu neuen Nutzungsmustern mit dem digitalen Festplattenrekorder vorgestellt und dabei die anhaltende Relevanz zeit- und alltagsbezogener Kategorien verdeutlicht.

Das Alltagshandeln der Menschen mit Medien ist derzeit starken Wandlungsprozessen unterworfen: Im Zuge der Digitalisierung etablieren sich neue Medientechnologien, alte Medien werden anders genutzt als dies bislang der Fall war oder unterliegen veränderten Bedeutungszuschreibungen. Mit seinem Mediatisierungskonzept erfasst Friedrich Krotz (vgl. Krotz, 2003, 2007) diese Veränderungen sowie deren Konsequenzen: Durch den veränderten Gebrauch von Medien wandeln sich die Interaktionen der Menschen und mit ihnen die kommunikativ konstruierten, von Medien immer stärker durchdrungenen sozialen Wirklichkeiten – Kultur, Gesellschaft, Identität und Alltag. In diesem theoretischen Rahmen werden seit einigen Jahren diverse Projekte durchgeführt, die solche Prozesse auf konkreten gesellschaftlichen Feldern analysieren (vgl. Krotz & Hepp, 2012). Eine instruktive Studie, die diese Zusammenhänge schon vor über zwanzig Jahren untersucht hat und sich aus heutiger Sicht sehr gut ins Mediatisierungskonzept einfügt, ist *Fernseh-Zeit. Zuschauer zwischen Zeitskalkül und Zeitvertreib* von Irene Neverla (1992a). Wir erachten ihre Studie nach wie vor als ertragreich für die Analyse heutiger Fernsehrezeption aus zeit- und alltagstheoretischer Perspektive.

Sie ist zudem besonders anschlussfähig an frühe Cultural Studies-Forschungen auf diesem Gebiet. Wir wollen im Weiteren solche Traditionen der zeitbezogenen Fernsehrezeptionsforschung aufzeigen und anschließend anhand qualitativer Befunde aktuelle Entwicklungen der häuslichen Fernsehrezeption unter digitalen Bedingungen in diesem Lichte betrachten.

Das Fernsehen kann aufgrund seiner Vielseitigkeit und seiner Passgenauigkeit zu Alltagserfordernissen gewiss als das wichtigste und faszinierendste Medium angesehen werden, wenn es um die Gestaltung von Alltags und Zeithandeln geht. Es wird derzeit aber auch zum Gegenstand kontroverser Diskussionen in Bezug auf seine Zukunftsperspektiven. So wird etwa über seinen Status als „Auslaufmodell“ (Kaumanns, Siegenheim & Sjurts, 2008) oder die Abwanderung des Fernsehens ins Internet (vgl. Adam, 2008) spekuliert. Hinsichtlich solcher Prognosen sind wir jedoch skeptisch und werden zeigen, dass sich die Nutzung des Fernsehens zwar durchaus verändert, aber von einer Verdrängung des Mediums bislang nicht die Rede sein kann. Die Menschen nutzen das Fernsehen weiterhin, um sich Zeitrhythmen im Alltag zu geben, weil sie diese Form der Strukturierung schätzen und brauchen.

Forschungstraditionen zu Fernsehen, Zeithandeln und Medienalltag

Die deutsche Forschung: Neverlas „Fernseh-Zeit“

1992 erschien Irene Neverlas Studie *Fernseh-Zeit. Zuschauer zwischen Zeitkalkül und Zeitvertreib* (1992a). Diese Studie stellte damals – und stellt bis heute – in mehrfacher Hinsicht eine Besonderheit in der deutschen Forschungslandschaft dar. Nicht nur die theoretische wie empirische Kunstfertigkeit sind hervorzuheben, sondern auch eine anhaltende Relevanz der herausgearbeiteten Konzepte für heutige Forschungen – dabei steckte zur Zeit der Feldphase in den Jahren 1987 und 1988 das kommerzielle Fernsehen noch in den Kinderschuhen und vom Internet war natürlich noch keine Rede. Neverla selbst verstand ihre Studie als „eine Mediennutzungsstudie [...], die explizit auf zeittheoretischen Grundlagen ein Methodendesign entwickelt und umgesetzt hat“ (Neverla, 2007, S. 48), womit sie bis heute singular geblieben ist. Eine zweite Besonderheit liegt in der empirischen Anlage: Qualitative Rezeptionsstudien, noch dazu auf sehr breiter Grundlage, waren zur Entstehungszeit und auch noch viele Jahre danach die Ausnahme im Fach. Neverla kombinierte umfangreiche standardisierte Tagebucherhebungen mit qualitativen Interviews. Insgesamt 37 Personen wurden jeweils drei Mal interviewt: zu ihrer Medien- und Fernsehnutzung, aber auch zu ihren Lebenslagen, ihren Zeitstrukturen und zur übergeordneten Zeitkultur (vgl. Neverla, 1992, S. 119ff.; Neverla, 2007). Es ging ihr somit nicht um die Nutzung bestimmter Sendungen, sondern um das Fernsehen insgesamt und dies im weiten Kontext von Lebensform, Familienleben, Berufsarbeit u.a.m. Im Prinzip hat die Studie – und dies ist die dritte Besonderheit – damit den „Alltag“ als Kontext des Medienhandelns in den Blick genommen und die Interaktionen zwischen soziokulturellen und medialen Entwicklungen aus Rezipientensicht analysiert. Mit genau diesem Konzept einer ethnografischen, alltagskontextuierten Aneignungsforschung erlangten die Rezeptionsstudien der Cultural Studies eine gewisse Berühmtheit (vgl. Moores, 1993; Röser, 2007a). Im selben Jahr wie *Fernseh-Zeit* erschienen zum Beispiel auch die

Neverlas Befunde veranschaulichen, wie ihre Studie Medienhandeln, Zeitstrukturen und Alltagskontexte verbindet.

international viel zitierten Bände von David Morley (1992) über *Television Audiences and Cultural Studies* und von Ann Gray (1992) zur häuslichen Aneignung des Videorekorders (siehe Abschnitt: *Frühe Cultural Studies-Forschung zu Medienalltag und Zeithandeln*). So lässt sich gut begründet spekulieren, dass eine englische Ausgabe von *Fernseh-Zeit* auf vielfältige Resonanz gestoßen wäre. In Deutschland erfuhr Neverlas Studie jedenfalls erst nach und nach die ihr gebührende Aufmerksamkeit, denn es dominierten noch lange quantitative und wirkungsorientierte Ansätze das Feld. Eine Verbindung zu den Konzepten und Begrifflichkeiten der internationalen Rezeptionsforschung wurde nicht hergestellt – es ist aus heutiger Sicht augenfällig, wie national die deutsche Forschungslandschaft in den 1990er Jahren noch ausgerichtet war. Neverla selbst publizierte ihre zeitbezogenen Überlegungen erstmals 2007 im

Rahmen eines ausdrücklich alltagsbezogenen und ethnografisch ausgerichteten Bandes über „Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien“ (Röser, 2007b; vgl. Neverla, 2007, 2010). Im

Rahmen der dynamischen Mediatisierungsforschung wird die Studie, so unsere Prognose, noch deutlicher als das, was sie ist, wahrgenommen werden: eine Klassikerin der Kommunikationswissenschaft.

Neverlas Befunde veranschaulichen, wie ihre Studie Medienhandeln, Zeitstrukturen und Alltagskontexte verbindet. So arbeitet sie „vier Grundformen“ von zeitbezogenen Fernsehnutzungsmustern und damit verbundenen Alltagssettings heraus:

- **Fernsehen als Beschäftigung:** Es erfolgt intensive Fernsehnutzung im Rahmen von ‚leerer Zeit‘, die beispielsweise bei alten Menschen oder im Fall von Arbeitslosigkeit entsteht.
- **Fernsehen als Marginale:** Hier findet Fernsehnutzung als Nebenbeibeschäftigung im Rahmen von knapper Zeit statt, typischerweise bei berufstätigen Frauen mit Kindern.
- **Fernsehen als Ritual:** Die Fernsehnutzung ist konturiert und ritualisiert im Rahmen übersichtlicher, wohlstrukturierter Tagesabläufe, zum Beispiel bei älteren Ehepaaren ohne Kinder und mit beschränkter Berufstätigkeit.
- **Fernsehen als Interim:** Typisch sind hier wech-

selhafte Formen von Fernsehnutzung im Rahmen von ebenso wechselhaften Tagesabläufen, zum Beispiel bei Studierenden oder freiberuflich Tätigen. (Neverla, 2007, S. 48, vgl. Neverla, 1992a, S. 166ff.)

Quer zu solchen Nutzungsmustern identifiziert die Studie Strategien, „Fernsehen als Vehikel der Zeitgestaltung“ zu nutzen, u.a.:

- Zeitverdichtung: Mit Hilfe der Paralleltätigkeiten zum Fernsehen kann Zeit gespart oder verdichtet werden.
- Synchronisation: Die allgemein bekannten Zeitmarken des Fernsehprogramms lassen zeitliche Abstimmungen zwischen Familienmitgliedern ohne Koordinationsaufwand zu.
- Zeitsouveränität: Der Umgang mit der Fernbedienung ist nicht nur als Beschleunigung des Bildertempos zu verstehen, sondern lässt sich auch als Versuch gesteigerter Zeit-Autonomie interpretieren. (Neverla, 2007, S. 48, vgl. Neverla, 1992a, S. 151ff.)

Mit Hilfe dieser Klassifikationen und Beschreibungen lassen sich auch heutige Nutzungsweisen analysieren, wie wir weiter unten verdeutlichen werden.

Die empirischen Befunde auf der Mikroebene des häuslichen Medienhandelns hat Neverla mit einem elaborierten theoretischen Konzept gerahmt und so im Kontext des gesellschaftlichen Wandels verortet.

Zeit kann als soziales Konstrukt aufgefasst werden, als Erfindung der Menschen, mit deren Hilfe sie ihre individuellen Interaktionen koordinieren (vgl. Neverla, 1990, 1992a, 1992b, 2007). Zeitlich strukturiertes Handeln schafft eine soziale Ordnung, die durch das Einhalten gemeinsamer Zeitnormen ihre Stabilität erhält. Dabei sind Vorstellungen von Zeit historisch und kulturspezifisch geprägt: Von der okkasionellen Zeitkultur der Urzeit über die zyklische Zeitvorstellung der Agrargesellschaften bis zum abstrakt-linearen Zeitkonzept der Industrialisierung entwickelten sich im Laufe der Menschheitsgeschichte immer abstraktere Zeitkonzepte (vgl. Neverla, 2010, S. 184). Zunächst durch Uhr und Kalender linea-

risiert, wurde Zeit von der Industrialisierung an zur wirtschaftlichen Ressource und damit ökonomisiert (vgl. ebd., S. 187). Jeder Gesellschaft wohnt eine spezifische Zeitkultur inne, die eng verbunden ist mit ihrer Medienkultur (vgl. ebd., S. 187).¹ Zugleich folgt jeder Mensch im Alltag einem Zeitmuster, seiner Eigenzeit, welche einerseits „eine Disposition im Umgang mit Zeit, die Denk-, Wahrnehmungs- und Wertschemata gleichermaßen umfasst wie Organisationsprinzipien des Handelns selbst“ (Neverla, 1992, S. 34), widerspiegelt. Andererseits ergibt sich Eigenzeit aus den gesellschaftlich vorherrschenden temporalen Strukturen, d.h. sie wird geformt durch Anforderungen aus Erwerbs- und Reproduktionsarbeit (ebd., S. 54). Gesellschaftliche Institutionen und damit auch Medien haben ebenfalls Eigenzeiten. Sie fungieren als soziale Zeitgeber im Alltag, die den Menschen durch Publikationszeitpunkte oder programmliche Zeitschienen Orientierung und konkrete Strukturen für die Synchronisation ihres Alltagshandelns anbieten (vgl. ebd., S. 59).

Folglich ist auch der Prozess der Mediennutzung und Medienrezeption nicht nur als ein inhaltlicher Aneignungsprozess zu verstehen, sondern auch als aktives Zeithandeln.

(Neverla, 2010, S. 192)

Die Verbindung von Medien- und Zeithandeln wurde außer in Neverlas Veröffentlichungen in einzelnen, vorwiegend theorieorientierten Publikationen der 1990er und frühen 2000er Jahre behandelt (vgl. Hömberg & Schmolke, 1992; Beck, 1994; Faulstich & Steininger, 2002; Neverla, 2010, S. 184), bislang aber erst selten im Kontext der Digitalisierung (vgl. Felsmann, 2008; Schatter, 2008; Beck, 2003; Neverla, 2002, 2007, 2010).²

Frühe Cultural Studies-Forschung zu Medienalltag und Zeithandeln

Ungefähr zeitgleich zu den Forschungsaktivitäten Neverlas rückte die Untersuchung von Prozessen zeitbezogener Medien- und Alltagshandelns auch in den Blick solcher Forscherinnen und Forscher, die im Feld der internationalen Cultural Studies aktiv waren. Besonders im Bereich der ethnografischen Fernsehforschung und der

¹ Die Herausbildung einer neuen Zeitordnung macht die älteren nicht vollständig obsolet. Vielmehr existieren verschiedene Zeitvorstellungen parallel. So blieben zyklische Zeitvorstellungen in bestimmten Kontexten (z.B. Jahreszeiten, Natur-

zyklen) präsent.

² Eine große Lücke zeigt sich in Bezug auf empirische Studien, die anknüpfend an Neverlas Forschungen aktuelle Prozesse zeitbezogenen Medienhandelns untersuchen.

Domestizierungsforschung (vgl. Röser, 2007a) wurde ‚Zeit‘ als wichtiges Strukturprinzip innerhalb des Alltags ausgemacht. Jedoch ging hier der Blick – anders als bei Neverlas zeittheoretisch fundiertem Forschungsprojekt – zuerst auf den Alltag als Gesamtrahmen von Medienaneignungsprozessen. Im Zuge erster Analysen häuslichen Medienhandelns stellte sich dann ‚Zeit‘ als eine Kategorie heraus, welcher bei der Gestaltung von Rezeptionsprozessen eine bedeutende Rolle zukommt. Betrachtet man entsprechende Studien, die parallel zu *Fernseh-Zeit* entstanden, so fällt auf, dass das Zusammenspiel von Alltagsstruktur und individueller Zeitkultur ins Zentrum rückte, auch wenn dies von den Forschenden nicht immer explizit herausgestellt wird, sondern in vielen Befunden vielmehr ‚mitschwingt‘.

So untersuchte beispielsweise David Morley (1986) in seinem ethnografisch ausgerichteten Projekt *Family Television* den Fernsehgebrauch von Familien im häuslichen Kontext. In den Fokus seiner Auswertung rückten vor allem geschlechtsgebundene Prozesse des Medienhandelns. Er erkannte, dass die Zuwendung zum Fernsehen besonders durch die geschlechtsbedingte Ausgestaltung häuslicher Rollen moderiert wurde (vgl. Röser 2009, S. 282; 2007a): Während viele Männer den häuslichen Raum als Ort der Regeneration und Freizeit wahrnahmen, stellte dieser für viele Frauen in erster Linie einen Ort der Arbeit und Sorge für andere dar. Dies schlug sich auch innerhalb des Fernsehgebrauchs nieder, der bei Frauen deutlich zerstreuter stattfand und oftmals von Parallelaktivitäten im Haushalt geprägt war. Fernsehen allein ohne Nebentätigkeiten kategorisierten die befragten Frauen als Zeitverschwendung oder unproduktiv (vgl. Morley, 1992, S. 148).

An diese Erkenntnisse schloss auch Ann Gray (1992) mit ihrer Studie zu weiblichen Nutzungsweisen des Videorekorders an. Sie fand gleichermaßen heraus, dass die weibliche Zuständigkeit für Haushalt und Familienleben einen entscheidenden Einfluss auf die zeitliche Organisation von Freizeit und Fernsichtnutzung ausübte und dass die Gestaltung freier Zeitphasen im Alltag via Medien oftmals mit Schuldgefühlen belastet war. Deshalb wurden häufig Versuche unternommen, TV-Rezeption und tägliche Haushaltsroutinen miteinander zu verbinden (vgl. Gray, 1992, S. 76f.). In diesen Befunden scheint bereits auf, wie häusliche Strukturen, geschlechtsbedingte Rollenzuweisungen sowie persönliche Zeitbudgets

und daraus resultierende Formen des Mediengebrauchs ineinandergreifen.

In seinen *Oral History*-Interviews mit Nutzerinnen und Nutzern des frühen Fernsehens im Großbritannien der 1950er und 1960er Jahre zielte auch Tim O’Sullivan (1991, 2007) auf die “Erforschung sozialer Kontexte und Beziehungen zwischen Fernsehrezeption und den weiteren Dynamiken kulturellen Handelns” (O’Sullivan, 2007, S. 71). Bei seiner Auswertung dieser Fernseherfahrungen analysierte er insbesondere auch das Zusammenspiel von Fernsehen und häuslichem Zeithandeln:

Alle Leute, die ich interviewte, bestätigten, dass sie auf verschiedene Art und Weise lernen mussten, mit dem Fernsehen Zeit zu verbringen oder Zeitlücken auszufüllen..

(O’Sullivan, 2007, S. 80)

Dabei zeigte sich insbesondere das Eingreifen der frühen Sendepläne in die familiären Zeitstrukturen als bedeutsam (vgl. ebd.). So wurden vor allem die Nachrichten zu einem wichtigen Markierungs- und Startpunkt der abendlichen Freizeit. Einige Interviewteilnehmer wiesen auch auf die gemeinschaftsstiftende Funktion des Fernsehens hin, indem beispielsweise die Rezeption von Spielfilmen am Sonntagnachmittag die Familie im Wohnzimmer zusammenbrachte (vgl. ebd., S. 81). In diesen Schilderungen wird deutlich, wie mediale und häusliche Zeitpläne von den Menschen in Einklang gebracht und so zu einem spezifischen alltagsstrukturellen Gefüge verwoben werden.

Instruktiv sind in diesem Zusammenhang auch die Analysen zur Domestizierung des Radios in den 1920er und 1930er Jahren, die Shaun Moores (1988, 2007) zur damaligen Zeit durchführte. Auch er fand Verbindungen zwischen dem Rhythmus des Programms und der Organisation von Familienleben und Haushalt. Die „imaginierte tägliche Routine der Mutter“ (Moores, 2007, S. 125) galt den Programmverantwortlichen als Basis für die Gestaltung ihrer Sendepläne. Auch die Arbeits- und Freizeiten der Männer sowie potenzielle Zeitschienen neben den Schul- und vor den Schlafenszeiten der Kinder wurden bei der inhaltlichen und zeitlichen Programmgestaltung bedacht (vgl. zu ähnlichen Prozessen in Deutschland: Pater & Schmidt, 2007). Hier wird das Rückwirken der häuslichen Mikrostrukturen auf die mediale Makrostruktur besonders deutlich. Andersherum orientierten sich die Familien

aber auch bewusst am gesendeten Programm, indem die Zeit für das gemeinsame Abendessen entsprechend gestaltet wurde. Die Eigenzeiten des Mediums wurden in diesem Falle aktiv zur Einrichtung häuslicher *Timeslots* genutzt, d.h. als zeitliche Ankerpunkte im Alltag eingesetzt.

Dieses Aneignungsmuster konnten David Gauntlett und Annette Hill (1999) dann auch unter den veränderten Bedingungen des Fernsehsystems für die späten 1990er Jahre in ihrer umfassenden Studie *TV Living* nachweisen: Die Signifikanz des Fernsehprogramms ergibt sich nicht ausschließlich über die inhaltliche Ebene, sondern wird auch über die situative Ebene hergestellt, d.h. durch die Möglichkeit, mittels bestimmter Programme den eigenen Tagesablauf zu strukturieren. Zeitgestaltung wird damit zu einem wichtigen Motiv des Medienhandelns.

Fernsehzeit in digitalen Medienumgebungen: Aktuelle Befunde

Mit dem Aufkommen neuer digitaler Medientechnologien in der Spätmoderne erfolgte eine Transformation gesellschaftlicher Zeitstrukturen, die in eine – von Neverla (vgl. Neverla, 2007, S. 44) als „polychron“ bezeichnete – veränderte Zeitordnung mündet. Diese zeichnet sich durch die Zuspitzung und Beschleunigung der abstrakt-linearen Zeit sowie eine Durchmischung, Pluralisierung und Individualisierung der vorherrschenden Zeitmuster aus. (vgl. Neverla, 2010, S. 184f.). Digitale Medien

wie Internet und Mobiltelefon können als eindeutige ‚Treiber‘ dieser neuen Zeitordnung benannt werden, als soziale Zeitgeber sind sie „Symptom, Komponente und Agens der Temporalstruktur unserer Gesellschaft“ (Neverla, 1992, S. 59f.).

Die Frage ist nun, wie sich diese polychrone Zeitkultur auf das Medien- und Zeithandeln der Menschen auswirkt und wie Alltagspraktiken und Aneignungsweisen möglicherweise modifiziert werden. Insbesondere das Fernsehen bietet diverse Zeit- und damit Handlungsstrukturen an. Auf die Programmvorgaben des Mediums können zahlreiche tägliche Routinen abgestimmt werden, im Umgang mit ihm verschiedene Strategien der Zeitgestaltung zum Tragen kommen,

wie oben verdeutlicht wurde. In ihrer *Fernseh-Zeit-Studie* hat Neverla (1992) gezeigt, wie daraus unterschiedliche TV-Nutzungsmuster abgeleitet werden können. Diese könnten sich vor dem Hintergrund der Entstehung digitaler Medienangebote deutlich anders ausgestalten als zum Zeitpunkt der damaligen Forschungsaktivitäten. Wie Medienalltag und Zeithandeln im Kontext der polychronen Zeitordnung ineinander greifen, soll anhand aktueller Forschungsbefunde zur Aneignung des Fernsehens im Kontext der Etablierung neuer digitaler Medien schlaglichtartig verdeutlicht werden.

Konstanz der Fernsehzeit: Zum Stellenwert des Fernsehens im ‚digitalen‘ häuslichen Alltag

Alle aktuellen Erhebungen von Mediennutzungsdaten belegen, dass das klassische Fernsehen am häuslichen TV-Apparat seine Reichweite behalten hat und das tägliche Zeitbudget für das Fernsehen mit durchschnittlich knapp vier Stunden stabil geblieben ist (vgl. Zubayr & Gerhard, 2012; Ridder & Turecek, 2011; Frees & van Eimeren, 2011). Dies ist insofern ein erstaunlicher Befund,

Die Signifikanz des Fernsehprogramms ergibt sich nicht ausschließlich über die inhaltliche Ebene, sondern wird auch über die situative Ebene hergestellt, d.h. durch die Möglichkeit, mittels bestimmter Programme den eigenen Tagesablauf zu strukturieren.

als seit den 2000er Jahren das Internet von der Mehrheit der Haushalte in einem dynamischen Domestizierungsprozess im Alltag etabliert wurde und in der Folge zeitliche und kommunikative Ressourcen beanspruchte (vgl. Röser & Peil, 2010a). Es wäre also naheliegend, wenn das Fernsehen in der digitalen Konkurrenz an Stellenwert verlieren

würde. Ebendies geschieht bislang jedoch nicht. Vertiefende Einblicke zu solchen globalen Durchschnittsdaten liefern qualitative Befunde.

Im Rahmen einer Panelstudie zum „mediatisierten Zuhause“ wurden im Jahr 2011 qualitative, ethnografisch orientierte Interviews mit zusammenlebenden Paaren im Alter zwischen 28 und 66 Jahren durchgeführt. 25 nach soziodemografischen Kriterien quotierte Haushalte, die schon 2008 zur Domestizierung des Internets befragt worden waren, wurden im Rahmen eines DFG-Projekts erneut besucht, um Wandlungsprozessen im häuslichen Medienhandeln auf die Spur zu kommen (vgl. Röser & Peil, 2010a, 2012). Tatsächlich zeigen sich solche Wandlungsprozesse u.a.

durch die weitere Alltagsintegration des Internet und durch eine zunehmende innerhäusliche Mobilisierung der Mediennutzung, d.h. das Internet findet via Notebook, Tablet-PC oder Smartphone in verschiedenen Räumen des Zuhauses Anwendung, indem es nach Bedarf im Wohnzimmer, Arbeitszimmer oder auf dem Balkon eingesetzt wird. Mehr und mehr Nischen des häuslichen Alltags werden dadurch mit Formen der Mediennutzung besetzt und es zeichnen sich Fragmentierungstendenzen im häuslichen Zusammenleben ab. Ferner lassen sich im Hinblick auf den Stellenwert alter und neuer Medien im Medienmenü verschiedene Typen von Haushalten identifizieren.³ Solchen Veränderungen und Differenzierungen steht eine Konstante gegenüber: Als ein übergreifender Befund für alle Nutzungstypen ist der besondere Stellenwert des Fernsehens im häuslichen Medienmenü hervorzuheben. Das Fernsehgerät bleibt auch unter Web 2.0-Bedingungen bislang das zentrale Medium der häuslichen Sphäre. Es ist im Besonderen der häusliche Fernsehhabend, der diese Konstanz hervorruft, weil er in den allermeisten Haushalten weiterhin zur alltäglichen Routine gehört. Dies gilt – etwas überraschend – auch für jüngere internet-affine Paare (mit kleinen Kindern). Und es betrifft ebenfalls den Haushaltstyp, in dem das Internet regelhaft als konvergentes Medium genutzt wird und Radio oder Printmedien ersetzt. Der Hintergrund ist das Bestreben der Paare, Gemeinschaft im häuslichen Zusammenleben herzustellen. Der Fernsehhabend am häuslichen Gerät im Wohnzimmer erfüllt hier weiterhin die von Neverla beschriebene zeitbezogene Funktion der Synchronisation, indem er eine Phase der situativen Gemeinschaft im ansonsten fragmentierten (Medien-)Alltag einläutet.⁴ Die prominent platzierten neuen Großbildfernseher in den Wohnräumen, die uns bei unseren Besuchen unübersehbar ins Auge stachen, erscheinen in diesem Zusammenhang als eine Art Anker der Gemeinschaft und damit als Gegenbewegung zu den Fragmentierungen. Allerdings verändert sich die Situation des Fernsehens in einem Teil der Haushalte zurzeit beträchtlich, weil im Zuge der innerhäuslich mobi-

len PC-Nutzung Fernsehen mit Internetnutzung kombiniert wird. So kann es passieren, dass die Frau auf dem Fernsehsofa das Baby stillt und dabei mit ihrem handlichen Smartphone ein wenig surft, während der Mann mit seinem iPad auf den Knien dem Programm folgt und zwischendurch seine Facebook-Nachrichten kontrolliert. Eine andere Frau rollt ihren Laptoptisch vom Ess- ins Wohnzimmer, wenn ihr Mann dort Sport im Fernsehen sieht, und kommuniziert parallel via E-Mail mit VereinskollegInnen. Zwischendurch ergeben sich Unterhaltungen, was von den Paaren sehr geschätzt wird. Bei diesen Paaren findet rund um den Fernseher ein komplexes Beziehungs- und Mediennutzungsmanagement statt und es überlagern sich verschiedene Rezeptionssituationen. In Neverlas Terminologie: Es erfolgt eine enorme Zeitverdichtung durch parallele kommunikative

Das Fernsehgerät bleibt auch unter Web 2.0-Bedingungen bislang das zentrale Medium der häuslichen Sphäre.

Aktivitäten rund um den Fernseher.

Fernsehzeit bedeutet im mediatisierten Zuhause, situative Gemeinschaft – bezogen auf den geteilten physischen Raum – her-

zustellen. Im symbolischen Raum jedoch gehen viele Paare zunehmend getrennte Wege (vgl. Röser & Peil, 2010b).

Flexibilisierte Fernsehzeit: Veränderte TV-Nutzungsmuster mit digitalen Festplattenrekorden

Digitalisierung bringt als Subprozess von Mediatisierung strukturelle und technische Veränderungen mit sich, die bezogen auf das Medium Fernsehen zur Entstehung anderer situativer und sozialer Kontexte und damit zu einer veränderten TV-Rezeption führen können. Neue digitale Distributions- und Speichertechnologien (z.B. Festplattenrekorder, Web-TV-Angebote, Video on Demand, Media- und Onlinevideotheken) erhöhen die zeitliche Disponibilität sowie die inhaltliche Selektivität des Programms und ermöglichen den Nutzenden, das Fernsehen noch intensiver als Instrument der individuellen Zeitgestaltung einzusetzen. Wie dies konkret im Alltag praktiziert wird, verdeutlichen die im Folgenden schlaglichtartig präsentierten Befunde aus

men eingebunden sind, kommt die Bedeutung des Fernsehhabends als Markierungspunkt für Gemeinschaft und Entspannung besonders deutlich zum Ausdruck (anders als etwa bei Freiberuflern oder Studierenden mit freierer, wechselhafter Zeiteinteilung).

³ Eine umfassende Veröffentlichung der hier in Ausschnitten referierten aktuellen Befunde ist in Vorbereitung und wird Anfang 2013 erscheinen.

⁴ Da unser Sample aus berufstätigen Menschen besteht, die in vielfältige Alltagspflichten und meist in feste Tagesrhyth-

einem derzeit noch laufenden Forschungsprojekt, das auf qualitativen Interviews zum häuslichen Einsatz digitaler Festplattenrekorder⁵ beruht (vgl. Hüsig, 2011).

Es zeigt sich ein erster Nutzungstyp, der sich durch eine geringe Alltagsintegration des Geräts ausweist und weiterhin das klassische Live-Fernsehen bevorzugt. Hier fungiert der Personal Video Recorder (PVR) als Nachfolger des bekannten Videorekorders und evoziert keine neuen Zeitmuster im Alltag. Vielmehr findet er – genau wie das Fernsehen auch – seinen Einsatz im Rahmen wohlstrukturierter Zeit- bzw. Tagesabläufe (s. Neverlas Nutzungsmuster ‚Fernsehen als Ritual‘). Bei diesen Personen kann zudem festgestellt werden, dass sie weniger fernsehorientiert sind, d.h. ihre freie Zeit häufiger mit Alternativen zum Fernsehen gestalten, als es beim zweiten Typ der Fall ist. Dieser zweite Nutzungstypus entwickelt unter Einsatz des Gerätes ein neues ‚PVR-Fernsehen‘, und dies aus zeitbezogenen Motiven heraus: Diese Personen haben ein starkes Bedürfnis nach Flexibilisierung ihrer Fernsehnutzung, da ihr Alltag – mit Neverla gesprochen – durch knappe Zeit (z.B. Mütter mit Kleinkindern) oder wechselhafte Strukturen (z.B. Studierende) geprägt ist. In den entsprechenden Haushalten wird beispielsweise das Live-Programm mitgeschnitten, um erst andere Tätigkeiten und Abläufe zu koordinieren (z.B. gemeinsames Abendessen mit der Familie, Telefonate erledigen) und sich anschließend mit Muße dem Fernsehen als Freizeitprogramm zuzuwenden. Bei solchen Nutzenden ist die Festplatte stets die erste Wahl, wenn es um die Inhalte der TV-Rezeption geht, Live-TV wird größtenteils nur noch sporadisch geschaut.⁶ Diese Haushalte schaffen sich durch den intensiven Einsatz des PVR eine Art zweite TV-Ebene (auf der Festplatte) und erlangen somit vollkommene Zeithoheit über ihre Rezeption. Gleichzeitig wird Fernsehen als Tätigkeit aufgewertet, da diese mittels Festplattenrekorder um den häuslichen Alltag herum organisiert und damit zeitsouverän disponiert werden kann. Durch die Entkopplung von Sendetermin und Nutzungszeitpunkt ergeben sich für intensive PVR-Nutzende diverse zeitbe-

zogene Effekte, wie beispielsweise eine Ersparnis von Zeit durch das Vorspulen von Werbeblöcken während der Rezeption, das Füllen ‚leerer Zeit‘ durch eine optimale Ausnutzung freier Zeitintervalle sowie gesteigerte Zeitautonomie und Zeitentzerrung durch die Wahl eines vom Ausstrahlungszeitpunkt abweichenden Rezeptionstermins. Die Kombination des Fernsehens mit der neuen Festplattentechnologie und deren hochgradig alltagsintegrierte Nutzung führt bei diesem Typus zur Konturierung, Stützung, aber auch Flexibilisierung seiner spezifischen Eigenzeit (vgl. Hüsig, 2011, S. 77).

Fazit

Die Menschen modifizieren im Rahmen derzeit stattfindender Digitalisierungsprozesse ihren Medienalltag in vielerlei Hinsicht. Parallel zu solchen Wandlungsprozessen zeigt sich bezogen auf das Fernsehen eine andere Entwicklung: die Konstanz des Mediums im Alltag seiner NutzerInnen. Der anhaltende Stellenwert beruht auf der hohen Bedeutung, die das Fernsehen für die Gestaltung von Alltagsrhythmen und -bedürfnissen besitzt. Die Periodizität des Fernsehens bietet Verlässlichkeit innerhalb einer Gesellschaft, die sich stetig wandelt, die Mobilität und Flexibilität von ihren Mitgliedern erfordert (vgl. Neverla, 1992a, S. 66f.). Ein Wandel der Fernsehnutzungsmuster scheint in solchen Momenten auf, in denen die Passgenauigkeit des Fernsehens anhand neuer digitaler Nutzungsoptionen optimiert wird, um individuelle Alltagsstrukturen und Zeitkulturen noch besser zu bedienen. In beiden Fällen erwächst die Bedeutung des Fernsehens gerade aus seinem Potenzial, es zur Zeitgestaltung im Alltag einzusetzen. Wie wir ausgeführt haben, sind alle Strategien rund um das Fernsehen und seine Nutzung im Alltag wesentlich verbunden mit Zeitstrategien, welche von den Menschen unter traditionellen wie digitalen Rahmenbedingungen entwickelt werden.⁷ Um Fernsehnutzungsmuster damals wie heute erforschen und verstehen zu können, bedarf es daher einer zeittheoretischen Perspektive, wie sie Neverla bereits vor über zwanzig Jahren eingenommen hat.

⁵ Digitale Festplattenrekorder können als Weiterentwicklung der analogen VHS-Technik gelten, weisen aber durchaus auch innovatives Nutzungspotenzial auf. Grundsätzlich eignen sie sich dazu, nicht linear – d.h. zeitversetzt bzw. von der Live-Ausstrahlung des TV-Programms unabhängig – fernzusehen und könnten dadurch die Entstehung neuer Fernsehnutzungs-gewohnheiten initiieren. Synonyme Bezeichnungen stellen die Begriffe Personal Video Recorder

(PVR) oder Digital Video Recorder (DVR) dar.

⁶ Solche Ausnahmen bilden Fernsehprogramme, bei denen das „kommunizierende Moment“ (Beck, 1994, S. 289) für die Rezeption zentral ist, also z.B. Nachrichtensendungen oder Sportveranstaltungen wie die Olympischen Spiele.

⁷ Zur anhaltenden Bedeutung des Faktors Zeit bei der Mediennutzung vgl. auch Hölig, Domeyer & Hasebrink, 2011.

Bibliographie:

- Adam, M. (2008). Internet-TV – das Fernsehen der Zukunft. In: Kaumanns, R., Siegenheim, V., & Sjurts, I. (Hg.) *Auslaufmodell Fernsehen?* Perspektiven des TV in der digitalen Medienwelt. Gabler. Wiesbaden. S. 67-79.
- Beck, K. (1994). *Medien und die soziale Konstruktion von Zeit: Über die Vermittlung von gesellschaftlicher Zeitordnung und sozialem Zeitbewußtsein*. Westdeutscher. Opladen.
- Beck, K. (2003). Im Netz der Zeit - Zeit im Netz. Online-Kommunikation, gesellschaftliche Zeitordnung und Zeitbewusstsein. In: Rinderspacher, J. (Hg.) *Zeit für alles – Zeit für nichts?* Die Bürgergesellschaft und ihr Zeitverbrauch. SWI. Bochum. S. 153-178.
- Castells, M. (2001). *Das Informationszeitalter*, Teil I: Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft. Leske + Budrich. Opladen.
- Faulstich, W., & Steininger, C. (Hg.) (2002). *Zeit in den Medien – Medien in der Zeit*. Fink. München.
- Felsmann, K.-D. (Hg.) (2008). *Der Rezipient im Spannungsfeld von Zeit und Medien*. 11. Buckower Mediengespräche. Erweiterte Dokumentation 2007. Kopäd. München.
- Frees, B., & van Eimeren, B. (2011). Bewegtbildnutzung im Internet 2011: Mediatheken als Treiber. Ergebnisse der ARD/ZDF-Onlinestudie 2011. In: *Media Perspektiven*, 7-8, S. 350-359.
- Gauntlett, D., & Hill, A. (1999). *TV Living*. Television, Culture and Everyday Life. Routledge. London.
- Gray, A. (1992). *Video Playtime: The Gendering of a Leisure Technology*. Routledge. London.
- Hölig, S., Domeyer, H. & Hasebrink, U. (2011). Souveräne Bindungen: Zeitliche Bezüge in Medienrepertoires und Kommunikationsmodi. In: Suckfüll, M., Schramm, H. & Wünsch, C. (Hg.), *Rezeption und Wirkung in zeitlicher Perspektive*. Nomos. Baden-Baden. S. 71-88.
- Hömberg, W., & Schmolke, M. (Hg.) (1992). *Zeit, Raum, Kommunikation*. Ölschläger. München.
- Hüsig, U. (2011). Der digitale Festplattenrekorder im Domestizierungsprozess: Aneignungsweisen einer neuen Medientechnologie. In: Wolling, J., Will, A., & Schumann, C. (Hg.) *Medieninnovationen*. Wie Medienentwicklungen die Kommunikation in der Gesellschaft verändern. UVK. Konstanz. S. 301-316.
- Kaumanns, R., Siegenheim, V. & Sjurts, I. (Hg.) (2008). *Auslaufmodell Fernsehen?* Perspektiven des TV in der digitalen Medienwelt. Gabler. Wiesbaden.
- Krotz, F. (2003). Zivilisationsprozess und Mediatisierung: Zum Zusammenhang von Medien- und Gesellschaftswandel. In: Behmer, M., Krotz, F., Stöber, R., & Winter, C. (Hg.) *Medienentwicklung und gesellschaftlicher Wandel*. Westdeutscher. Wiesbaden. S. 15-37.
- Krotz, F. (2007). *Mediatisierung*. Fallstudien zum Wandel von Kommunikation. VS. Wiesbaden.
- Krotz, F., & Hepp, A. (Hg.) (2012). *Mediatisierte Welten: Beschreibungsansätze und Forschungsfelder*. VS. Wiesbaden.
- Moores, S. (1988). "The Box on the Dresser": Memories of Early Radio and Everyday Life. In: *Media, Culture and Society*. 10 (1), S. 23-40.
- Moores, S. (1993). *Interpreting Audiences. The Ethnography of Media Consumption*. Sage. London, Thousand Oaks, New Delhi.
- Moores, S. (2007). Early Radio. Die Domestizierung einer neuen Medientechnologie in Großbritannien. In: Röser, J. (Hg.) *MedienAlltag*. Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien VS. Wiesbaden. S. 117-128.
- Morley, D. (1986). *Family Television*. Cultural Power and Domestic Leisure. Routledge. London.
- Morley, D. (1992). *Television, Audiences and Cultural Studies*. Routledge. London.
- Neverla, I. (1990). Der soziale Zeitgeber Fernsehen. Das elektronische Medium als Komponente und Agens der abstrakt-linearen Zeit unserer Gesellschaft. In: *Medien & Zeit*, 5 (1), S. 3-11.
- Neverla, I. (1992a). *Fernseh-Zeit*. Zuschauer zwischen Zeitkalkül und Zeitvertreib. Eine Untersuchung zur Fernsehnutzung. Ölschläger. München.
- Neverla, I. (1992b). Mediennutzung zwischen Zeitkalkül und Muße. Zum Gebrauch der Begriffe Zeit und Freizeit in der Publikumsforschung. In: Hömberg, W., & Schmolke, M. (Hg.) *Zeit, Raum, Kommunikation*. Ölschläger. München. S. 30-43.
- Neverla, I. (2002). Die polychrone Gesellschaft und ihre Medien. In: *Medien & Zeit*. 17 (4), S. 46-52.

- Neverla, I. (2007). Medienalltag und Zeithandeln. In: Röser, J. (Hg.), *MedienAlltag*. Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien. VS. Wiesbaden. S. 43-53.
- Neverla, I. (2010). Medien als soziale Zeitgeber im Alltag. Ein Beitrag zur kultursoziologischen Wirkungsforschung. In: Hartmann, M. & Hepp, A. (Hg.), *Die Mediatisierung der Alltagswelt*. VS. Wiesbaden. S. 183-194.
- O'Sullivan, T. (1991). Television Memories and Cultures of Viewing, 1950-65. In: Corner, J. (Hg.), *Popular Television in Britain*. Studies in Cultural History. BFI. London. S. 159-181.
- O'Sullivan, T. (2007). Television Memories and Cultures of Viewing. Domestizierungsprozesse in Großbritannien 1950-1965. In: Röser, J. (Hg.), *MedienAlltag*. Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien. VS. Wiesbaden. S. 71-87.
- Pater, M., & Schmidt, U. C. (2007). „Vom Kellerloch bis hoch zur Mansard' ist alles drin vernarrt“ – Zur Veralltäglichen des Radios im Deutschland der 1930er Jahre. In: Röser, J. (Hg.), *MedienAlltag*. Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien. VS. Wiesbaden. S. 103-116.
- Ridder, C.-M., & Turecek, I. (2011). Medienzeitbudgets und Tagesablaufverhalten. Ergebnisse auf Basis der ARD/ZDF-Studie Massenkommunikation 2010. In: *Media Perspektiven*, 12. S. 570-582.
- Röser, J. (2007a). Der Domestizierungsansatz und seine Potenziale zur Analyse alltäglichen Medienhandelns. In: Röser, J. (Hg.), *MedienAlltag*. Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien. VS. Wiesbaden. S. 15-30.
- Röser, J. (Hg.) (2007b). *MedienAlltag*. Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien. VS. Wiesbaden.
- Röser, J. (2009). David Morley: Aneignung, Ethnografie und die Politik des Wohnzimmers. In: Hepp, A., Krotz, F., & Thomas, T. (Hg.), *Schlüsselwerke der Cultural Studies*. VS. Wiesbaden. S. 277-289.
- Röser, J., & Peil, C. (2010a). Diffusion und Teilhabe durch Domestizierung. Zugänge zum Internet im Wandel 1997-2007. In: *M&K Medien und Kommunikationswissenschaft* 58 (4), S. 481-502.
- Röser, J., & Peil, C. (2010b). Räumliche Arrangements zwischen Fragmentierung und Gemeinschaft: Internetnutzung im häuslichen Alltag. In: Röser, J., Thomas, T., & Peil, C. (Hg.), *Alltag in den Medien – Medien im Alltag*. VS. Wiesbaden. S. 220-241.
- Röser, J., & Peil, C. (2012). Das Zuhause als mediatisierte Welt im Wandel. Fallstudien und Befunde zur Domestizierung des Internets als Mediatisierungsprozess. In: Krotz, F., & Hepp, A. (Hg.), *Mediatisierte Welten: Beschreibungsansätze und Forschungsfelder*. VS. Wiesbaden. S. 137-163.
- Schatter, G. (2008). Zeitsouveränität und elektronische Medien – Das Programm und seine schrittweise Selbstauflösung. In: Felsmann, K.-D. (Hg.), *Der Rezipient im Spannungsfeld von Zeit und Medien*. 11. Buckower Mediengespräche. Erweiterte Dokumentation 2007. Kopäd. München. S. 53-67.
- Zubayr, C., & Gerhard, H. (2012). *Tendenzen im Zuschauerverhalten*. Fernsehgewohnheiten und Fernsehreichweiten im Jahr 2011. In: *Media Perspektiven*, 3. S. 118-132.

Jutta RÖSER

Dr., ist Professorin für Kommunikationswissenschaft am Institut für Kommunikationswissenschaft der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster; zuvor Professorin an der Universität Lüneburg sowie Gast- und Vertretungsprofessuren in Zürich, Bochum und Hamburg; Habilitation an der Universität Hamburg 2000, Promotion an der Universität Münster 1991. Arbeitsschwerpunkte: Mediensoziologie, Rezeptionsforschung und Ethnografie, Mediatisierung von Alltag und Gesellschaft, Neue Medien in Geschichte und Gegenwart, Cultural Media Studies und Gender Studies, Qualitative Methoden.

Ursula HÜSIG

M.A., Kommunikationswissenschaftlerin; seit April 2012 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kommunikationswissenschaft der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster; zuvor Studium der Angewandten Kulturwissenschaften und wissenschaftliche Tätigkeit am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienkultur der Leuphana Universität Lüneburg; Dissertationsprojekt zur Aneignung digitaler Festplattenrekorder im TV-Alltag; Arbeitsschwerpunkte: Fernsehen im Wandel, Digitalisierung und Mediatisierung, Aneignungsforschung und Ethnografie, Methoden qualitativer Rezeptionsforschung.

Any time?

Modi linearer und nicht-linearer Fernsehnutzung

Uwe Hasebrink

Hans-Bredow-Institut für Medienforschung / Institut für Medien und Kommunikation, Universität Hamburg

Abstract

Angesichts der zunehmenden Möglichkeiten für die Zuschauer, sich von den zeitlichen Vorgaben des linearen Programmfernsehens freizumachen, geht der Beitrag der Frage nach, welche Formen der Fernsehnutzung sich entwickeln. Ausgehend vom Konzept der Kommunikationsmodi werden verschiedene Aspekte nicht-linearen Fernsehens im Hinblick auf ihre Konsequenzen für die Nutzung diskutiert. Auf dieser Grundlage wird abschließend ein Klassifikationsvorschlag prototypischer Modi der linearen und nicht-linearen Fernsehnutzung vorgestellt.

Zu den wesentlichen Veränderungen des Fernsehens in digitalisierten Medienumgebungen gehört die Möglichkeit für die Zuschauer, über das Fernsehgerät oder auch andere Empfangsgeräte audiovisuelle Inhalte zu beliebigen Zeitpunkten abzurufen, sich also vom linearen Programm unabhängig zu machen und Fernsehangebote dann zu nutzen, wenn es den individuellen Interessen und Alltagsbedingungen am besten entspricht. Die Ablösung vom linearen Programmfluss eröffnet den Zuschauern ein breites Spektrum von Möglichkeiten – von der um wenige Minuten zeitversetzten Rezeption einer Sendung bis zur wiederholten Nutzung eines vor längerer Zeit aufgezeichneten Lieblingsfilms. Die Grenzen zwischen verschiedenen Formen der Bildschirmnutzung werden somit fließend, per Fernbedienung können die Zuschauer ohne großen Aufwand aus dem laufenden Programm in Abrufdienste oder aufgezeichnete Programme wechseln.

Daraus ergibt sich die Frage, wie sich verschiedene Formen der linearen und nicht-linearen Fernsehnutzung unterscheiden. Von der Antwort auf diese Frage hängt nicht zuletzt ab, welche Arten der Bereithaltung und Darbietung audiovisueller Angebote als „Fernsehen“ oder aber als ergänzende Telemediendienste anzusehen sind. Auch für die Messung des Erfolgs von Sendungen bedarf es begründeter Kriterien, welche Nutzungsakte einer im Fernsehen ausgestrahlten Sendung dieser zugerechnet werden können (vgl. Engel & Müller, 2008). Die Überlegungen beginnen mit einem Überblick über die Möglichkeiten nicht-linearer Fernsehnutzung. Zur konzeptionellen

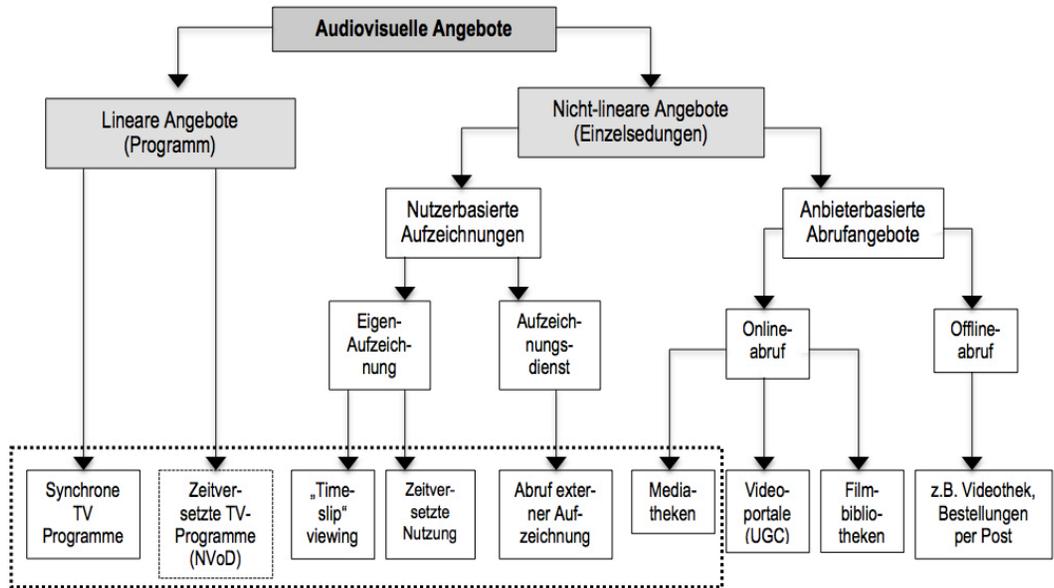
Einordnung verschiedener Formen der Fernsehnutzung wird dann das Konzept der Kommunikationsmodi eingeführt. Auf dieser Grundlage wird eine vorläufige Klassifikation prototypischer Modi des Umgangs mit Fernsehangeboten vorgeschlagen, die sich insbesondere hinsichtlich ihrer zeitbezogenen Charakteristika unterscheiden.

Ausdifferenzierung linearer und nicht-linearer Dienste

Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen ist ein Systematisierungsversuch verschiedener Dienste für audiovisuelle Medienangebote, der dem Ziel dient, Unterscheidungskriterien zu identifizieren, die für die später anschließenden Überlegungen aus der Nutzerperspektive relevant sein können (siehe Abbildung 1). Ausgangspunkt der Systematik sind die *linearen* Dienste im Sinne klassischen Programmfernsehens als zeitlich angeordnete Abfolge von Sendungen. Im Mittelpunkt der folgenden Überlegungen stehen vor allem die verschiedenen *nicht-linearen* Dienste, von denen zu klären ist, in welchem Verhältnis zum klassischen Fernsehen diese stehen.

Innerhalb der nicht-linearen Dienste kann zwischen der zeitversetzten Nutzung vorab aufgezeichneter Bestandteile des Fernsehprogramms und dem Abruf von Sendungen zu einem gewünschten Zeitpunkt unterschieden werden. Der Hauptunterschied zwischen diesen Optionen liegt darin, dass die Nutzer im ersten Fall die betreffende Sendung vorab aufgezeichnet haben

ABB 1: Übersicht über den Gegenstandsbereich.



müssen – dies können sie selbst tun oder einem entsprechenden Online-Service übertragen; und es kann sich um geringe zeitliche Verschiebungen handeln, bei denen die Nutzung sich noch mit der tatsächlichen Sendezeit überlappt („Time slip-viewing“, siehe Engel & Müller, 2008, S. 411) oder um zeitversetztes Sehen im engeren Sinne. Dabei wird noch zu diskutieren sein, inwieweit das Ausmaß der zeitlichen Verschiebung – ob etwa die Nutzung noch am selben Tag („Video on same day as live“, siehe ebd.), am Folgetag oder aber mehrere Tage oder gar Wochen und Monate später erfolgt – Konsequenzen für den Umgang mit der entsprechenden Sendung hat. In allen Fällen der Nutzung aufgezeichneter Sendungen handelt es sich also um eine zweifache Selektion: erstens die Entscheidung zur Aufzeichnung, zweitens die Entscheidung zur Nutzung.

Im zweiten Fall handelt es sich um eine einfache Selektion: Zu einem gegebenen Zeitpunkt entscheiden sich die Nutzer für eine bestimmte Sendung und rufen diese ab. Unterscheiden lässt sich dabei, ob der Abruf online erfolgt oder ob dazu der Gang zu einer Videothek oder einer anderen Vertriebsstelle für Videos oder DVDs oder aber auch eine Bestellung erforderlich ist, auf die hin der gewünschte Film angeliefert wird. Im Hinblick auf die Online-Abrufdienste lassen sich sicherlich noch weitere Erscheinungsformen unterscheiden; für die Zwecke der hier anstehenden Überlegungen wurden drei relevante Typen herausgegriffen: die meist als „Mediatheken“ be-

zeichneten Angebote von Fernsehveranstaltern, Sendungen aus dem Programm in den folgenden sieben Tagen oder auch längerfristig ansehen zu können; Film- und Videoplattformen wie *You Tube*, die als Netzwerkplattformen für *user generated content* organisiert sind; und schließlich klassische Film- oder andere Bibliotheken, aus denen die Nutzer aus einem Katalog verfügbare Sendungen abrufen können.

Kommunikationsmodi als Konzept zur Beschreibung des Nutzungsverhaltens in konvergierenden Medienumgebungen

Die oben aufgeführte feine Ausdifferenzierung von Bereitstellungs- und Abrufmöglichkeiten für audiovisuelle Inhalte geht im Zuge der Digitalisierung einher mit einer schnell voranschreitenden Konvergenz der Medienumgebungen: Die sich funktional ausdifferenzierenden Dienste rücken technisch enger zusammen, indem sie oft über eine und dieselbe Plattform und über ein und dasselbe Endgerät genutzt werden können. Aus der Nutzerperspektive ergibt sich so die Situation, dass in einer Nutzungssituation zwischen funktional ganz unterschiedlichen Diensten gewechselt werden kann, ohne dass dazu ein „Medienbruch“, also z.B. ein Wechsel des Endgerätes erforderlich ist.

Dieses Zusammenspiel von Differenzierung der Funktionen und Konvergenz der technischen

Systeme stellt Kommunikationswissenschaft und Medienforschung vor erhebliche Herausforderungen. In den ersten Jahrzehnten des Fernsehens war dieses Medium sowohl aus der Angebots- als auch aus der Nutzerperspektive eindeutig definiert: Über Netze, die speziell diesem Zweck dienten, wurden Fernsehsignale übertragen, die von den Nutzern mit einem speziell dafür und nur dafür konstruierten Gerät, einem Fernsehgerät, empfangen wurden. Den Umgang mit diesem Gerät nannte man entsprechend „Fern-Sehen“ bzw. Fernsehnutzung. Diese Gewissheit geht als Folge der Digitalisierung verloren: Fernsehsignale werden über verschiedenen Netze übertragen und können über verschiedene Endgeräte empfangen werden; mit eben diesen Endgeräten können auch ganz andere Dienste genutzt werden. Das, was ein Nutzer vor einem Bildschirmgerät tut, kann also nicht mehr anhand des genutzten Geräts erkannt werden, vielmehr bedarf es der Berücksichtigung der Nutzerperspektive, um zu erkennen, um welche Tätigkeit es sich jeweils handelt.

Um das Nutzungsverhalten in solchermaßen konvergierenden Medienumgebungen zu beschreiben, ist das Konzept der Kommunikationsmodi vorgeschlagen worden (vgl. Hasebrink, 2004). Dieses geht davon aus, dass sich Mediennutzer beim Umgang mit einem konkreten Dienst in einem bestimmten Modus befinden, der charakterisiert ist durch ein spezifisches Set an Erwartungen. Diese umfassen etwa die der Nutzung zugeschriebenen Funktionen wie Information und Unterhaltung, die erwarteten Darstellungskonventionen oder auch die Größe und Zusammensetzung des „Mitpublikums“ (vgl. dazu eingehender Hartmann & Dohle, 2005). Diese Erwartungen sind nicht allein durch das technische Endgerät und den jeweils genutzten Dienst eines bestimmten Anbieters determiniert, sondern auch durch die Nutzer selbst.

Für die Diskussion der Besonderheiten linearen und nicht-linearen Fernsehens bietet das Konzept der Kommunikationsmodi einen begrifflichen Rahmen: Zu fragen ist, wie sich die mit den in Abbildung 1 unterschiedenen Diensten verbundenen Nutzungsweisen beschreiben lassen, d.h.

welche Kommunikationsmodi mit diesen Angeboten verbunden sind.

Phänomenorientierte Annäherung an die Unterscheidung von linearem und nicht-linearem Fernsehen

Charakteristika linearen und nicht-linearen Fernsehens im Überblick

Charakteristikum linearen Fernsehens und zugleich Inbegriff dessen, was sich in den letzten Jahrzehnten als Medium Fernsehen etabliert hat, ist die Anordnung von Sendungen in parallel laufenden, zeitlich strukturierten Programmen. Damit verbunden sind aus der Sicht der Zuschauer folgende Merkmale:

- **Zeitbindung:** Sendungen haben ihre feste Zeit, sie können nur zu dem von der Programmplanung der Sender festgelegten Zeitpunkt gesehen werden.
- **Kanalbindung:** Sendungen haben ihren festen Kanal, die Wahl einer Sendung bedeutet zugleich immer auch die Wahl eines Kanals.

Das, was ein Nutzer vor einem Bildschirmgerät tut, kann also nicht mehr anhand des genutzten Geräts erkannt werden, vielmehr bedarf es der Berücksichtigung der Nutzerperspektive, um zu erkennen, um welche Tätigkeit es sich jeweils handelt.

- **Vertikaler Kontext:** Jede Sendung ist eingebettet in einen Programmfluss, ihr gehen Sendungen voraus und ihr folgen Sendungen, die den Kontext für die Sendung bilden, den Zugang zu dieser Sendung begünstigen oder erschweren und auch die Rezeption mit beeinflussen können.

• **Horizontaler Kontext:** Durch die feste zeitliche Anordnung der parallel laufenden Programme ergeben sich direkte Konkurrenzbeziehungen zwischen gleichzeitig laufenden Sendungen.

- **Gleichzeitigkeit der Rezeption:** Es besteht eine Gleichzeitigkeit zwischen den Zuschauern einer Sendung, die sich zur gleichen Zeit mit demselben Inhalt beschäftigen; da die Zuschauer um diese Gleichzeitigkeit wissen, ergibt sich der Eindruck einer Teilhabe an öffentlicher Kommunikation.

Die genannten Charakteristika linearen Fernsehens wirken sich allesamt als strukturelle Vorgaben für die Sendungsauswahl der Zuschauer aus.

Im Folgenden soll erläutert werden, in welcher Weise diese Strukturprinzipien die Fernsehnutzung beeinflussen und welche Konsequenzen im Vergleich dazu verschiedene Optionen nicht-linearen Fernsehens mit sich bringen.

Zeitbindung

Dieses auffälligste Merkmal linearen Fernsehens wird im Rahmen der einschlägigen Modelle der Fernsehprogrammauswahl (vgl. Webster & Wakshlag, 1983) mit dem Konzept der Verfügbarkeit (*availability*) aufgegriffen: Entscheidende Voraussetzung für die Auswahl einer Sendung ist, dass die potenziellen Zuschauer zu dem betreffenden Zeitpunkt verfügbar sind und nichts Anderes zu tun haben. Die erhebliche alltagsstrukturierende Wirkung des Fernsehens besteht vor diesem Hintergrund unter anderem darin, dass sich die Zuschauer zu bestimmten Zeiten verfügbar *machen*, um bestimmte favorisierte Sendungen sehen zu können. Durch die Stabilität bestimmter Programmplätze – prominentestes Beispiel ist der 20 Uhr-Termin der *Tagesschau* – wurden diese zu Orientierungspunkten bei der Herausbildung gesellschaftlicher Zeitstrukturen.

Dieser durchaus funktionalen Konsequenz linearen Fernsehens steht aus der Zuschauersicht als negative Begleiterscheinung die Tatsache gegenüber, dass Sendungen, die man gern sehen möchte, zu Zeiten laufen, in denen keine Gelegenheit dazu besteht, oder dass umgekehrt dann, wenn man fernsehen könnte, keine Sendungen angeboten werden, die den individuellen Vorstellungen entsprechen. Die beiden grundsätzlichen Optionen, dieses Problem zu umgehen – zeitversetzte Nutzung der gewünschten Sendungen oder Abruf von Angeboten – gehen mit einer gewissen Zeitsouveränität der Nutzung, einer größeren Unabhängigkeit von vorgegebenen Programmstrukturen einher.

Kanalbindung

Aufgrund der Tatsache, dass Einzelsendungen im linearen Fernsehen in Kanälen angeordnet werden, wird die Fernsehnutzung durch das

Kanalrepertoire der Zuschauer sowie durch das Phänomen der Kanaltröge beeinflusst (vgl. dazu Goodhardt et al., 1987; Barwise & Ehrenberg, 1988). Im Zuge der Vervielfachung der Kanäle hat sich gezeigt, dass die Zuschauer bei weitem nicht das gesamte Programmangebot in ihre Wahl einbeziehen, sondern sich auf ein *relevant set* an Kanälen, auf ihr persönliches *Kanalrepertoire* konzentrieren. Einzelsendungen in Kanälen, die diesem Repertoire nicht angehören, werden also bei der Programmauswahl nicht berücksichtigt. Auch die Kanaltröge und die mit ihr verbundenen Vorstellungen von den besonderen Funktionen dieser Kanäle beeinflussen die Sendungsauswahl erheblich: Die Zuschauer schließen von dem Kanal der Sendung auf die Sendung selbst: Wenn sie von einem Kanal erwarten, dass er gut recherchierte Informationssendungen anbietet, werden Zuschauer, die Interesse an einer Informationssendung haben, unabhängig von den tatsächlichen Sendungsqualitäten eher eine Sendung auf diesem Kanal auswählen.

Durch die Stabilität bestimmter Programmplätze – prominentestes Beispiel ist der 20 Uhr-Termin der *Tagesschau* – wurden diese zu Orientierungspunkten bei der Herausbildung gesellschaftlicher Zeitstrukturen.

Neuere Entwicklungen stellen allerdings das Kanalprinzip grundsätzlich in Frage. So können digitale Videorecorder bzw. die in ihnen installierten EPGs das Gesamtprogramm nach bestimmten vorab definierten formalen und inhaltlichen Kriterien durchsuchen und – unabhängig von dem Kanal, über den sie verbreitet werden – die den Suchkriterien entsprechenden Sendungen aufzeichnen, so dass das Kanalrepertoire oder überhaupt kanalbezogene Vorlieben als Determinanten der Programmauswahl zugunsten der konkreten Merkmale von Einzelsendungen an Bedeutung verlieren könnten. Bei Abrufdiensten, die ihr Angebot von vornherein nicht als Kanal, sondern im Sinne einer nach verschiedenen Kriterien durchsuchbaren Datenbank aufbauen, fällt der Einfluss der Kanalbindung sogar ganz weg.

Vertikaler Kontext

Als vertikaler Kontext einer Sendung werden hier die auf demselben Kanal vorausgehenden und nachfolgenden Sendungen bezeichnet. Die Einflüsse, die diese Sendungen im Umfeld auf die Nutzung haben, sind intensiv untersucht worden. Die dabei ermittelten *Vererbungseffekte* besagen,

dass zwischen zwei aufeinander folgenden Sendungen eines Kanals besonders hohe Publikumsüberlappungen bestehen (Goodhardt u.a., 1987; Barwise & Ehrenberg, 1988). Befunde dieser Art sind seit Jahren maßgeblich für die Programmierung von Fernsehen: Programmplaner versuchen, solche Effekte gezielt auszunutzen und noch zu steigern, um optimale *audience flows* zu erreichen, also die Mitnahme möglichst vieler Zuschauer zur jeweils folgenden Sendung – nicht zuletzt mit dem Ziel, dass auch der dazwischen liegende Werbeblock angesehen wird. Diese Effekte werden von der Forschung als Ausdruck eines wenig aktiven, ritualisierten Zuschauerhaltens betrachtet, weil hier offenbar die Tätigkeit Fernsehen („watching television“) wichtiger ist als der konkrete Inhalt und die Auswahl einer Sendung nicht das Ergebnis eines sorgfältigen auf diese Sendung bezogenen Entscheidungsprozesses ist („watching programs“).

Die sich weiter entwickelnden Techniken zur Programmaufzeichnung laufen darauf hinaus, die jeweils interessierende Einzelsendung weitgehend aus dem Kontext der Sendungen im Umfeld herauszulösen – einschließlich der möglichen angrenzenden Scharnierwerbung oder auch von Werbeunterbrechungen. Bei Abrufdiensten fällt der vertikale Kontext der Sendungen völlig weg. Bei nicht-linearer Fernsehnutzung steht damit insgesamt die Einzelsendung deutlich stärker im Vordergrund der Auswahlentscheidung. Wie oben bleibt aber auch hier zu fragen, welche alternativen Orientierungsmuster an die Stelle des vertikalen Programmkontextes treten können, da nicht zu vermuten ist, dass die Nutzer sich der Mühe einer systematischen Suche in der Gesamtheit der technisch verfügbaren Angebote unterziehen.

Horizontaler Kontext

Als horizontaler Kontext einer Sendung werden hier die zeitgleich auf anderen Kanälen angebotenen Sendungen bezeichnet. Auch dieses Strukturmerkmal beeinflusst die Programmauswahl erheblich, da die betreffenden Sendungen in direkter Konkurrenz zueinander stehen und eine

sehr populäre Sendung zur Folge haben kann, dass eine andere Sendung weniger Zuschauer erreicht, als sie sie normalerweise erreichen würde. Auch dieser Umstand spielt für die Programmierung eine große Rolle. Im Bereich des linearen Fernsehens können sich die Zuschauer im Falle zweier für sie attraktiver Sendungen zum Teil noch damit behelfen, dass sie versuchen, die beiden Sendungen durch häufiges Hin- und Herschalten parallel zu sehen. Eine wirkliche Lösung stellt dann aber erst die nicht-lineare Nutzung mit Hilfe einer Aufzeichnung dar, mit der die beiden parallelen Sendungen nacheinander angesehen werden können.

Auch im Bereich des nicht-linearen Fernsehens bleibt eine Konkurrenz zwischen den verfügbaren Optionen bestehen: Die Zuschauer können ihre Aufmerksamkeit in einem konkreten Moment zwangsläufig nur einem Angebot widmen, das heißt jedes Angebot steht in Konkurrenz zu zahlreichen anderen Angeboten, der Einfluss des horizontalen Kontextes bleibt also auch in

Die Zuschauer können ihre Aufmerksamkeit in einem konkreten Moment zwangsläufig nur einem Angebot widmen, das heißt jedes Angebot steht in Konkurrenz zu zahlreichen anderen Angeboten.

veränderten Fernsehumbeständen bestehen – er wird sich vermutlich sogar erhöhen, da ja im Idealfall zu jedem Zeitpunkt sämtliche überhaupt verfügbaren Angebote abgerufen werden könnten. Es wird zu untersuchen sein, inwieweit die Zuschauer in welchen Nutzungssituationen etwa ihre privaten

Aufzeichnungen oder Mediatheken als horizontalen Kontext wahrnehmen, in dem sie für die konkrete Situation eine Auswahlentscheidung zu treffen haben.

Gleichzeitigkeit der Rezeption

Die festgelegten Zeiten der Sendungen im linearen Fernsehen bringen es mit sich, dass die Zuschauer dieser Sendung diese gleichzeitig nutzen. Dieser Umstand ist den Zuschauern selbst auch zumindest implizit bewusst, außerdem legen es zahlreiche Darstellungsformen des Fernsehens darauf an, dieses Bewusstsein durch die explizite Adressierung eines gleichzeitig anwesenden Publikums zu stärken. Fernsehnutzung ist also verknüpft mit dem Bewusstsein eines „Mitpublikums“ (vgl. Hartmann & Dohle, 2005), das zwar nicht wie beim Präsenzpublikum räumlich

anwesend ist, sich aber doch zur gleichen Zeit mit demselben Angebot auseinandersetzt. Dieses Bewusstsein stärkt zugleich den subjektiven Eindruck, an öffentlicher Kommunikation teilzuhaben. Der Eindruck der Gleichzeitigkeit wird noch erhöht, wenn auch das dargestellte Geschehen gleichzeitig abläuft, es sich also um eine „Live-Übertragung“ handelt und die Zusehenden somit gemeinsam Zeugen eines aktuellen Geschehens werden.

Nicht-lineare Nutzungsformen schmälern diesen Eindruck: Je größer die zeitliche Distanz zwischen Fernsehausstrahlung und Wiedergabe ist, desto weniger dürfte die Rezeption der Sendung als Akt der Teilhabe an öffentlicher Kommunikation wahrgenommen werden; statt dessen rückt verstärkt die Zielsetzung in den Vordergrund, etwas „für sich“ zu tun. Das Wiedersehen eines Lieblingsfilms aus der eigenen Videosammlung hat dann in etwa den Status der Lektüre eines Lieblingsbuchs aus dem Regal: Der Zuschauer bzw. Leser stellt einen ganz persönlichen Bezug zu einem Thema, einem Genre, einer Epoche oder bestimmten Künstlern her; ob sich auch Andere damit beschäftigen, steht nicht im Vordergrund.

Klassifikation von zeitbezogenen Modi der Nutzung audiovisueller Angebote

Auf der Grundlage der vorangegangenen Überlegungen sollen nun Charakteristika verschiedener Modi des Umgangs mit audiovisuellen Angeboten herausgearbeitet werden. Ziel ist es, theoretische und empirische Anhaltspunkte für aussagekräftige Unterscheidungen zwischen den Nutzungspraktiken zu identifizieren, die die Zuschauer audiovisueller Angebote in dem sich entwickelnden Spektrum zwischen linearen und nicht-linearen Diensten herausbilden. Den Charakteristika der derzeitigen Medienentwicklung entsprechend, ist eine kaum überschaubare Zahl von Nutzungsweisen denkbar, die sich untereinander anhand zahlreicher Kriterien unterscheiden. Für eine gesicherte Klassifikation fehlen derzeit noch die erforderlichen empirischen Daten, und auch die theoretische Diskussion gibt keine eindeutigen Leitlinien. An dieser Stelle kann also nur ein Vorschlag entwickelt werden, wie sich das Spektrum audiovisueller Kommunikationsmodi kartographieren lässt.

Ausgangspunkt der Klassifikation sind die Anlässe bzw. die individuellen und situativen Bedin-

gungen, die zur Nutzung von AV-Angeboten führen. Die Ausgangssituation jedes Nutzungsakts lässt sich aus der Perspektive der Nutzer durch *zeitliche*, *inhaltliche* und *soziale Bezüge* charakterisieren. Jeder Nutzungsakt stellt eine Art der Zeitverwendung dar, er findet zu einem bestimmten Zeitpunkt statt und dauert eine gewisse Zeit. Jeder Nutzungsakt bezieht sich auf einen bestimmten Inhalt. Und jeder Nutzungsakt ist eingebettet in einen bestimmten sozialen Kontext, der einerseits durch die unmittelbare Umgebung, z.B. die im Fernsehraum anwesenden Personen, andererseits durch die vom Nutzer wahrgenommene Öffentlichkeit bzw. das „Mitpublikum“ geprägt ist. Die Annahme ist, dass Unterschiede hinsichtlich dieser Bezüge, die die Ausgangssituation für die AV-Nutzung charakterisieren, auch mit Unterschieden im Umgang mit linearen und nicht-linearen Angeboten einhergehen. Der folgende Klassifikationsvorschlag stellt einige prototypische Nutzungsmodi vor und diskutiert sie im Hinblick auf die genannten Kriterien; zur Charakterisierung der Modi werden auf der Grundlage der oben diskutierten Konzepte aus der Nutzungsforschung jeweils folgende Kriterien verwendet: Anlass/Impuls, Alltagsstrukturierung, Zeitliche Flexibilität, Aktualitätsbezug, Inhaltliche Selektivität, Sozialer Bezug.

Programmfernsehen

Der Modus Programmfernsehen lässt sich als idealtypische Beschreibung klassischen Fernsehens konzipieren und stellt damit eine Art Maßstab dar, anhand dessen dann bei den übrigen Modi diskutiert werden kann, inwieweit diese von dem klassischen Konzept der Tätigkeit „Fern-Sehen“ abweichen.

Der Nutzungsanlass ist durch eine Kombination aus an den Programmstrukturen orientierten Gewohnheiten und konkreten angebotsbezogenen Interessen geprägt. Entscheidend für den Modus ist die Orientierung an der linearen Struktur, auch das Interesse an konkreten Sendungen ist überwölbt von der maßgeblichen Erwartung, dass diese Sendungen ihren bestimmten Platz in einem Programmschema haben sollen. Entsprechend hat dieser Modus erhebliche alltagsstrukturierende Funktionen, der Tagesablauf wird den Programmstrukturen im Rahmen des Möglichen angepasst. Die zeitliche Souveränität ist damit gering, der Zeitpunkt der Rezeption ist nicht variierbar. Wesentliches Charakteristi-

kum ist auch der stets gegebene Aktualitätsbezug, in diesem Modus besteht durchgängig der Eindruck, „live“ dabei und am Puls der Zeit zu sein. Die inhaltliche Selektivität ist mäßig, zwar werden einzelne Angebote gezielt und viele andere aus Gewohnheit eingeschaltet, es werden aber auch zahlreiche Sendungen genutzt, die zunächst gar nicht vorgesehen waren, sondern auf die die Zuschauer aufgrund der Programmstrukturen gestoßen sind. Für den unmittelbaren sozialen Kontext erweist sich diese Form der AV-Nutzung als maßgebliche Strukturierungshilfe, die die Koordination eines gemeinsamen Tagesablaufs und die Entscheidungsfindung über gemeinsame Aktivitäten erleichtert. Der externe soziale Kontext ist dem Live-Charakter und der synchronen Verbreitung entsprechend dadurch geprägt, dass den Zuschauern ein mehr oder weniger großes Mitpublikum zwar nicht durchgängig im engeren Sinne bewusst aber doch jederzeit aktualisierbar ist: Programmfernsehen ist unter den hier unterschiedenen Modi der Inbegriff der Teilhabe an öffentlicher Kommunikation.

Surfen

Ausgangspunkt für den Modus Surfen ist in der Regel ungefüllte Zeit, eine Zeitlücke und der Wunsch, diese Zeit zu vertreiben. Es geht nicht darum, *etwas Bestimmtes* zu sehen, sondern einfach

nur zu *sehen*, sich anregen zu lassen. Der entsprechende Umgang mit AV-Angeboten ist abhängig von Alltagsstrukturen, in denen sich die entsprechenden Zeitlücken ergeben, hat aber seinerseits keine alltagsstrukturierende Funktion. Die Konkretisierung des Kriteriums „zeitliche Souveränität“ ist in diesem Fall nicht ganz einfach; hier wird die Auffassung vertreten, dass es sich um einen sehr zeitsouveränen Umgang mit AV-Angeboten handelt, denn aufgrund der weitgehenden Unabhängigkeit von konkreten Angebotsmerkmalen kann, wann immer eine Zeitlücke entsteht, gesurft werden. Beim Surfen kann Aktualität eine den Suchraum eingrenzende Kategorie darstellen; daher streifen viele durch die aktuell laufenden Programme und verschaffen sich damit zugleich einen Überblick über das „was aktuell läuft“. Die inhaltliche Selektivität ist im Hinblick auf den Ausgangspunkt minimal, es geht nicht um Inhalte. Dies kann sich aber beim Surfen ändern,

Im Hinblick auf externe soziale Bezüge kann im Surfen ein Mittel gesehen werden, sich einen breiten Überblick über aktuelle Angebotsformen zu verschaffen und sich entsprechend gut auszukennen.

da sich beim Durchstreifen der Angebote immer wieder Darstellungen ergeben, die für eine gewisse Zeit die Aufmerksamkeit erregen und zu längeren Rezeptionsphasen führen. Der unmittelbare soziale Bezug ist bei dieser Nutzungsform in der Regel durch die Abwesenheit Anderer geprägt – Surfen kann man am Besten allein. Im Hinblick auf externe soziale Bezüge kann im Surfen ein Mittel gesehen werden, sich einen breiten Überblick über aktuelle Angebotsformen zu verschaffen und sich entsprechend gut auszukennen. Die beim Modus Programmfernsehen wichtige Wahrnehmung eines Mitpublikums dürfte aber geringer ausgeprägt sein, weil die Kontakte mit konkreten Angeboten viel zu flüchtig sind.

Der Modus des Surfens kann sowohl mit linearen als auch mit nicht-linearen Diensten praktiziert werden. Steht der oben genannte Aspekt der Aktualität im Vordergrund, sind die Angebote des linearen Fernsehens ein geeigneter Suchraum; das sehr komfortable Umschalten per Fernbedienung unterstützt zudem die Logik des Surfens.

Das Surfen kann sich aber auch auf eine Mediathek beziehen, die durchstöbert wird, oder, den fehlenden konkreten inhaltsbezogenen Interessen entsprechend, eher noch auf Videoplattformen wie *YouTube*, auf denen kurze Schnipsel mit hohem Überraschungspotenzial

zu finden sind, was dieser Form des ungezielten Zeitvertreibs sehr entgegen kommt. Gar keine Rolle dürften bei diesem Modus die verschiedenen Formen der zeitversetzten Fernsichtungen spielen, da diese jeweils einen konkreten Angebotsbezug aufweisen, der dem Surfen fremd ist.

Zeitversetzte Sendungsnutzung

Ausgangspunkt für diesen Modus sind Situationen, in denen Interesse an einem bestimmten Angebot des Programmfernsehens besteht, das aber zum Zeitpunkt der Ausstrahlung nicht genutzt werden kann. Eine alltagsstrukturierende Wirkung kommt diesem Modus nicht zu, vielmehr werden die entsprechenden Nutzungssituationen in bestehende Tagesabläufe integriert. Die zeitliche Souveränität der Nutzung ist damit hoch, allerdings werden ihr dadurch Grenzen gesetzt, dass Aktualität für diesen Modus

noch eine Rolle spielt. In diesem Modus bleibt den Zuschauern der Ausstrahlungszeitpunkt als Referenzpunkt bewusst, mit größer werdendem Abstand zum Ausstrahlungszeitpunkt verliert die Sendung an Attraktivität. Die inhaltliche Selektivität ist ausgeprägt, es geht den Zuschauern um genau diese Sendung; um diese sehen zu können, werden mehr oder wenige aufwändige Vorkehrungen getroffen, indem die Sendung aufgezeichnet wird oder aber in einer Mediathek gesucht wird. Im unmittelbaren sozialen Umfeld ermöglicht die zeitversetzte Sendungsnutzung die Koordination verschiedener Interessen, sei es, dass eine Sendung für die spätere Nutzung aufgezeichnet wird, weil andere Familienmitglieder, die zum Ausstrahlungszeitpunkt zugegen sind, diese nicht mögen, sei es, dass sie aufgezeichnet wird, um sie dann später gemeinsam ansehen zu können.

Dieser Modus ist stark auf das Fernsehen bezogen, er bleibt innerhalb der Logik des Fernsehens, die darin besteht, durch Programmstrukturen die öffentliche Aufmerksamkeit zu lenken. Für die Nutzer geht es entsprechend darum, nachträglich zu sehen, was sie „verpasst“ haben, Bezugspunkt bleibt aber das lineare Fernsehen.

Archivnutzung

Ausgangspunkt für diesen Modus ist ein inhaltliches Interesse an ganz bestimmten Angeboten, das sich aus einem bestimmten sozialen Kontext ergibt. Funktionen für die Strukturierung des Alltags erfüllt diese Nutzungsform nicht, sie wird dort eingepasst, wo es der Tagesablauf und der soziale Kontext zulassen; die zeitliche Souveränität ist also sehr hoch. Die Aktualität ist keine relevante Bezugsgröße, es kommt allein auf das Angebot selbst an. Entsprechend ist die inhaltliche Selektivität maximal, es geht genau um den betreffenden Inhalt. Da die Souveränität der Auswahl so hoch ist, kommt dieser Modus unter anderem zur Anwendung, wenn es im Hinblick auf den unmittelbaren sozialen Kontext darum geht, für eine gemeinsame Rezeptionssituation und die Interessen und Stimmungen der beteiligten Personen das am besten passende Angebot zu suchen. Aufgrund der sehr spezifischen Interessen, um die es bei diesem Modus geht, finden sich hier allerdings auch zahlreiche Situationen, in denen das Angebot allein genutzt wird. Externe soziale Bezüge spielen nur eine geringe Rolle; allerdings ist es durchaus möglich, dass der Anstoß, nach einem archivierten Inhalt zu suchen, aus dem so-

zialen Umfeld oder aus anderen Medienangeboten stammt.

Dieser Modus ist per definitionem ganz abgelöst von linearen Programmangeboten, er basiert auf den verschiedenen Optionen, audiovisuelle Archive anzulegen und zu nutzen. Diese reichen von der privaten Sammlung von Filmklassikern oder bestimmten Serien über langfristig verfügbar gemachte Angebote der Fernsehveranstalter bis zu Videoplattformen oder verschiedenen Formen von Filmdatenbanken bzw. -archiven.

Heimkino

Der Modus Heimkino hat seinen Ausgangspunkt in dem Wunsch nach einem ganz besonderen Rezeptionserlebnis zu Hause. Dieses ist daran erkennbar, dass gezielt Vorkehrungen getroffen werden, um die Situation zu gestalten, etwa indem vorab Getränke bereit gestellt werden, die entsprechende Zeit fest für die Rezeption verplant wird und in der Regel keine Unterbrechungen zugelassen werden, um sich ganz auf das betreffende Angebot konzentrieren zu können. In Bezug auf die Alltagsstrukturierung spielt dieser Modus vor allem insofern eine Rolle, als er sich gerade vom Alltag abhebt, dass er die Ausnahme von der Regel darstellt. Die zeitliche Souveränität kann sehr unterschiedlich ausfallen, denn entsprechende Erlebnisse können sowohl aus Anlass von besonderen Programmereignissen in linearen Programmen gesucht werden, die dann vorab als fester Termin geplant werden, als auch mit Hilfe von DVDs, Online-Abrufen oder eigenen Aufzeichnungen, also weitgehend zeitsouverän genutzt werden können. Aktualität spielt in der Regel keine bedeutende Rolle.

Die angebotsbezogene Selektivität ist hoch, genutzt werden Angebote, die hinsichtlich ihrer Inhalte und Gestaltung den eigenen Interessen und Vorlieben so gut entsprechen, dass man motiviert ist, sie persistent und involviert zu rezipieren und so das erstrebte besondere Rezeptionserlebnis zu ermöglichen. Die entsprechende Orientierung kann für die Gestaltung des unmittelbaren sozialen Kontexts hoch relevant sein, wenn es um die Gestaltung gemeinsamer Erlebnisse geht. Aber auch Nutzer, die allein fernsehen, können sich einen hervorgehobenen Heimkino-Abend gestalten. Externe soziale Kontexte spielen meist eine geringere Rolle, es sei denn, bei dem konkreten Angebot handelt es sich um ein Programmereignis aus dem linearen Fernsehen, welches durch

entsprechende Werbung zu einem vielbeachteten „Event“ gemacht wurde, was sich dann auch bei der Rezeption in dem Bewusstsein eines großen Mitpublikums niederschlägt.

Damit wurde deutlich, dass für diesen Modus sowohl Angebote des linearen Fernsehens als auch Abrufangebote oder die nutzereigene Filmsammlung in Frage kommen. Entscheidend ist die Erwartung der Rezipienten, dass es sich bei dem Angebot um etwas Besonderes handelt.

Gruppenrezeption

Ausgangspunkt dieses Nutzungsmodus ist der Wunsch, ein Gruppenerlebnis zu erreichen. Wie bei dem Modus Heimkino ist die alltagsstrukturierende Funktion gering ausgeprägt, es geht eher um punktuelle, hervorgehobene Ereignisse, die gesondert vorbereitet werden. Die Zeitsouveränität ist in vielen Fällen hoch, da gezielt nicht-lineare Medien eingesetzt werden; der entsprechende Nutzungsmodus kann aber auch in Bezug auf Angebote des linearen Fernsehens auftreten, wenn man etwa an Gruppen denkt, die sich in einer Kneipe treffen, um den *Tatort* oder ein Fußballspiel zu sehen. Die inhaltliche Selektivität ist mäßig ausgeprägt, es kommt weniger auf konkrete Inhalte und Gestaltungsformen an als auf die generelle Eignung eines Angebots, ein Gruppenerlebnis zu ermöglichen. Dabei spielt etwa der Kultcharakter eines Angebots eine entscheidende Rolle. In diesem Sinne ist es zum Beispiel möglich, dass Personen, die sich normaler Weise nicht für Fußball interessieren, aus Anlass von Welt- oder Europameisterschaften gern an gemeinschaftlichen Nutzungssituationen teilnehmen, um die Atmosphäre und das Gruppengefühl mitzerleben, nicht jedoch um das Spiel zu sehen. Insofern zeigen sich hier Parallelen zur Kinonutzung, bei der ebenfalls oft die gemeinsame Unternehmung im Vordergrund steht, weniger der konkrete Film. Im Hinblick auf die sozialen Kontexte ist dieser Modus durch eine mittlere Ebene gekennzeichnet, die über den jeweiligen Haushalt hinausgeht, sich aber nicht auf die Sphäre einer abstrakten Öffentlichkeit bezieht, sondern auf größere unmittelbar erlebbare Gruppen.

Wie auch beim Heimkino-Modus kommen für diesen Modus sowohl lineare als auch nicht-lineare Angebote in Frage, entscheidend ist, dass ein Angebot so viel Kultcharakter aufweist, um eine hinreichend große Zuschauerschaft zu einem gemeinsamen Rezeptionserlebnis zu motivieren.

Fazit

Die technische Konvergenz eröffnet Fernsehzuschauern vielfältige neue Möglichkeiten, sich von den Vorgaben des linearen Programmfernsehens freizumachen. Nicht nur aus der Perspektive der Medienregulierung ist die Frage, bei der Nutzung welcher audiovisueller Bewegtbildangebote von „Fernsehen“ die Rede sein soll, hoch relevant. Wir beobachten derzeit die Ausdifferenzierung, zum Teil aber auch die Auflösung einer kulturellen Praxis, die über mehrere Jahrzehnte den Alltag der Menschen geprägt hat. Daher lohnt sich der genaue Blick auf die Praxen der Bewegtbildkommunikation, die sich herausbilden. Ausgangspunkt dieses Beitrags war die These, dass dazu vor allem die Perspektive der Zuschauer bzw. Nutzer maßgeblich ist, die ein Medienangebot in einem ganz konkreten Kommunikationsmodus rezipieren. Ziel war es, erste Überlegungen zu der Frage anzustellen, welche Modi angesichts des unübersichtlicher werdenden Spektrums aus linearen und nicht-linearen Angeboten zu unterscheiden sind. Bei der Beschreibung dieser Modi spielten vor allem zeitbezogene Merkmale eine Rolle, da sich der Unterschied zwischen linearen und nicht-linearen Angeboten vor allem in der zeitlichen Dimension niederschlägt. Die beschriebenen Nutzungsmodi können als Prototypen für unterschiedliche Umgangsweisen mit linearen und/oder nicht-linearen Angeboten gelten. Die Beschreibung dieser Modi anhand der hier verwendeten Indikatoren hat verdeutlicht, dass es sich um ganz unterschiedliche Handlungsformen handelt – mit unterschiedlichen Motiven, Zielen und Funktionen. Damit ist der Raum möglicher Modi der Nutzung von audiovisuellen Angeboten gewiss nicht vollständig abgedeckt; es sollten aber wichtige Eckpfeiler abgesteckt worden sein, anhand derer sich dieses sehr dynamische Feld fundierter und systematischer vermessen lässt.

Bibliographie:

- Barwise, T. P., & Ehrenberg, A. (1988). *Television and its audience*. London: Sage.
- Engel, B., & Müller, D. K. (2008). Zeitversetzte Nutzung im AGF/GfK-Fernsehpanel. Maßnahmen zur vollständigeren Abbildung der Fernsehnutzung. In: *Media Perspektiven*, 8. 2008, 410-419.
- Goodhardt, G. J., Ehrenberg, A. S. C., & Collins, M. A. (1987). *The television audi-ence: patterns of viewing*. Aldershot: Gower House.
- Hartmann, T., & Dohle, M. (2005). Publikumsvorstellungen im Rezeptionsprozess. In: *Publizistik*, 50 (3), 287-303.
- Hasebrink, U. (2004). Konvergenz aus Nutzerperspektive: Das Konzept der Kommunikationsmodi. In: U. Hasebrink, L. Mikos, & E. Prommer (Hg.), *Mediennutzung in konvergierenden Medienumgebungen*, (Reihe Rezeptionsforschung; Bd. 1, S. 67-86) München: R. Fischer.
- Webster, J. G., & Wakshlag, J. J. (1983). A theory of television program choice. In: *Communication Research*, 10(4), 430-446.

Uwe HASEBRINK

Prof. Dr., ist Direktor des Hans-Bredow-Instituts für Medienforschung; zugleich lehrt er Empirische Kommunikationswissenschaft am Institut für Medien und Kommunikation der Universität Hamburg. Seine Forschungsgebiete sind die Nutzungs-, Rezeptions- und Wirkungsforschung, in den letzten Jahren vor allem die Veränderungen der Mediennutzung in konvergierenden Medienumgebungen sowie die Chancen und Risiken der Onlinemedien für Kinder und Jugendliche. Zu seinen Veröffentlichungen gehören u.a.: *Fernsehen in neuen Medienumgebungen* (2001), *Media repertoires as result of selective media use* (2006), *Patterns of risk and safety online* (2011).

Parlamentszeit und Fernsehzeit: Eine Analyse am Beispiel des Euro-Rettungsschirms

Christine Landfried

Fachbereich Sozialwissenschaften, Institut für Politikwissenschaft
Universität Hamburg

Abstract

Ausgangspunkt des Beitrages ist die Beobachtung, dass sich im 21. Jahrhundert die sozio-ökonomischen Strukturen rasant wandeln und die Politik mit den Veränderungsgeschwindigkeiten der Medien, der Technik, der Ökonomie und des Wissens nicht mitkommt. Am Beispiel der Entscheidungen und Debatten zum Euro-Rettungsschirm wird untersucht, welche Faktoren die Zeit des Parlamentes für überlegtes Handeln im Prozess der Auseinanderentwicklung des Tempos von gesellschaftlichem und politischem Wandel beeinflussen. Es ist die Hypothese des Beitrages, dass die wachsende Macht der Exekutiven, die Orientierung des Mediums Fernsehen an rascher und gut verpackter Information und die Interessen der Finanzmärkte dazu beitragen, dass die parlamentarische Zeit für politische Gestaltung verkürzt wird. Diese Verkürzung der Parlamentszeit wird am Beispiel der Bundestagsdebatten zum Euro-Rettungsschirm vom 29. September 2011, vom 27. April 2012 und vom 29. Juni 2012 beschrieben. Anschließend wird die geringe Rolle der europapolitischen Parlamentsdebatten in der Öffentlichkeit mit dem Einfluss des Fernsehens und der Wirkung seiner Temporalstruktur erklärt. Die wachsende Macht der Regierung, der Europäischen Kommission und der Finanzmärkte sind weitere Bestimmungsfaktoren der Parlamentszeit. Der Beitrag endet mit einem Vorschlag, wie der Bundestag die Ressource Zeit differenziert einsetzen und verloren gegangene Gestaltungsmacht in der Europapolitik zurückgewinnen könnte.

Die Geschichte enthält zahlreiche unterscheidbare Schichten, die sich jeweils schneller oder langsamer verändern, jedenfalls mit verschiedenen Veränderungsgeschwindigkeiten.

(Koselleck, 2000, S. 238).

Während in den Revolutionen am Ende des 18. Jahrhunderts in Amerika und in Frankreich eine Beschleunigung der politischen Prozesse zum Ausdruck kam und die gesellschaftliche Entwicklung mit dem politischen Wandel nicht Schritt halten konnte, sind es im 21. Jahrhundert die sozioökonomischen Strukturen, die sich rasant wandeln. Nun kommt die Politik mit dem Tempo der Veränderungen der Medien, des Wissens, der Technik und der Ökonomie nicht mehr mit (vgl. Landfried, 2001, S. 49). Nicht alle Bereiche der Gesellschaft müssen sich gleich schnell ändern. Aber die Schere zwischen der Schnelligkeit des gesellschaftlichen und der Langsamkeit des

politischen Wandels darf sich nicht zu weit öffnen, wenn die gewählten RepräsentantInnen des Volkes ihre Aufgabe erfüllen sollen, die Entwicklung der Gesellschaft zu steuern.¹

Im vorliegenden Beitrag möchte ich am Beispiel der Entscheidungen und Debatten zum Euro-Rettungsschirm (Stand: 26. September 2012) untersuchen, welche Faktoren die Parlamentszeit im Prozess der Auseinanderentwicklung des Tempos von sozioökonomischem und politischem Wandel beeinflussen. Es ist meine Hypothese, dass die zunehmende Macht der Exekutiven, die Orientierung des Mediums Fernsehen an rascher und gut verpackter Information und schließlich die Interessen der Finanzmärkte in wechselseitiger Verstärkung dazu beitragen, dass die parlamentarische Zeit für politische Gestaltung verkürzt wird. Doch die immer kürzere Zeit, die den Abgeordneten zur Verfügung steht, um sich eine

¹ Dabei kann es nicht darum gehen, „die Gesellschaft“ sondern lediglich „in der Gesellschaft“ zu steuern (vgl. zu dieser

Unterscheidung Mayntz, 1995, S. 165).

Meinung über komplexe Sachverhalte zu bilden und zu fundierten Entscheidungen zu kommen, ist immer noch von einer Dauer, die es mit dem Tempo des sozioökonomischen Wandels nicht aufnehmen kann. Es nützt also nichts, die Parlamentszeit immer mehr zu verkürzen und zu versuchen, die Medien oder die Ökonomie in ihrer Veränderungsgeschwindigkeit einzuholen. Dies führt letztlich nur zu einem hektischen und konzeptionslosen Abarbeiten immer neuer Programme, mit denen es kaum gelingen kann, die Probleme zu lösen.

Im Folgenden werde ich zunächst die Parlamentszeit in der Eurokrise untersuchen, anschließend den Einfluss der Fernsehzeit auf die Verkürzung der Parlamentszeit beschreiben und schließlich die Macht der Exekutiven und der Finanzmärkte als weitere Bestimmungsfaktoren der Parlamentszeit in die Analyse einbeziehen. Denn das Fernsehen als eigenständiger Akteur mit einer eigenen Temporalstruktur muss in seiner Wirkung auf die Parlamentszeit im Zusammenhang mit anderen und möglicherweise wichtigeren Faktoren gesehen werden. Im Resümee wird argumentiert, dass die nationalen Parlamente nur dann verloren gegangenen Einfluss bei der Bekämpfung der Eurokrise zurückgewinnen könnten, wenn sie mit einem differenzierten Einsatz der Ressource Zeit auf den beschleunigten gesellschaftlichen Wandel reagierten und sich für europäische Lösungen im Rahmen einer demokratischen Europäischen Union einsetzten.

Die Parlamentszeit in der Eurokrise

Die Parlamentszeit ist grundsätzlich langsamer als die Medienzeit, weil sie vom Anspruch her an Beratung und Diskurs orientiert ist. Sie ist im Sinne von Irene Neverla „entschleunigt“ (1992, S. 224) im Vergleich zum Fernsehen als einem „beschleunigten“ Kommunikationsmittel. Der „politische Pfiff“ (Hennis, 1999, S. 263) des demokratisch gewählten Parlamentes ist die öffentlich ausgetragene Kontroverse. In einer parlamentarischen Demokratie, so Wilhelm Hennis, müssen die Regierung und die sie tragende Parlamentsmehrheit sowie die Opposition ihre Politik vor den Wählern begründen und verantworten. Adressatin der Debatten und „parlamentarischen Verantwortlichkeitsprozeduren“ (Hennis, 1999, S. 253) ist die Öffentlichkeit. Diesem Anspruch, eine öffentliche Diskussion anzustoßen, wird der

Bundestag im Bereich der Rettungsmaßnahmen für den Euro kaum gerecht.

So konnte die Europäische Kommission als „Regierung“ der Europäischen Union in kleinen Schritten und ohne viel öffentliche Aufmerksamkeit immer größeren Einfluss auf die Haushaltspolitik der nationalen Parlamente erhalten. Mit der Unterzeichnung des Fiskalpaktes am 2. März 2012 wurde die Macht der Kommission erneut gestärkt. Tritt der Vertrag in Kraft, dann wird es die Aufgabe der Kommission sein, die Prinzipien zu formulieren, die bei der Korrektur übermäßiger Haushaltsdefizite der Mitgliedstaaten gelten sollen. Das Verfahren zur Verknüpfung nationaler Schuldenbremsen mit einem europäischen Überwachungsmechanismus (Artikel 3 des Fiskalpaktes) schränkt die Parlamente in ihrem Haushaltsrecht erheblich ein. Es überrascht daher, im Fiskalpakt zu lesen, dass der Korrekturmechanismus die Rechte der nationalen Parlamente in keiner Weise berühre. Mit dieser Mogelpackung täuschen die Staats- und Regierungschefs über die Tragweite einer koordinierten Finanz- und Wirtschaftspolitik hinweg.

In Wirklichkeit sind die nationalen Parlamente wie auch das Europaparlament nur noch Zuschauer einer Übertragung weitreichender finanz- und wirtschaftspolitischer Kompetenzen auf die Europäische Kommission. Die Abgeordneten des Deutschen Bundestages machen sich selbst etwas vor, wenn sie, wie in der Debatte zur Ausweitung des Euro-Rettungsschirmes am 29. September 2011, immer wieder ihre Handlungsfähigkeit im Zusammenhang mit der Eurokrise betonen. In der Praxis haben die RepräsentantInnen des Volkes kaum genügend Zeit, sich in die schwierige Materie immer neuer Beschlüsse zur Rettung des Euros einzuarbeiten und auf der Basis ausreichender Kenntnisse die europäische Krisenpolitik mit zu gestalten. Der Bundestag soll rasch entscheiden und zugleich seine Entscheidungen gut begründet treffen.

Den Abgeordneten des Deutschen Bundestages ist diese Problematik durchaus bewusst. Die Bundestagsdebatte vom 29. September 2011 zum Thema des Europäischen Stabilisierungsmechanismus und zu den Parlamentsrechten bei zukünftigen Stabilisierungsmaßnahmen macht dieses deutlich.

*Klar ist, dass es für uns nicht einfacher wird.
Wir müssen die Themen im Deutschen
Bundestag inhaltlich beraten. Es kann sein,
dass wir sehr schnell entscheiden müssen. Denn*

bestimmte Entscheidungen lassen nicht auf sich warten [...]

so der Fraktionsvorsitzende der CDU/CSU, Volker Kauder (Deutscher Bundestag, 2011a, S. 15205). Und er fährt fort:

Ich möchte sagen: Wir wissen sehr wohl, dass schnelle Entscheidungen intensivere Beratungen erfordern. Aber eines ist klar: Eine Beratung, die mehrere Monate dauert, führt nicht immer zu besseren Ergebnissen als eine schnellere Beratung, wenn sie intensiv durchgeführt wurde. Ich kann nur sagen: Das, was wir heute vorlegen, ist das Ergebnis eines intensiven Beratungsprozesses.

(Deutscher Bundestag 2011a, S. 15205).

Aus Sicht der Oppositionsparteien hatte die Regierung zu langsam gehandelt. Peer Steinbrück (SPD) kritisierte:

Ihre Medizin, Frau Bundeskanzlerin, Zeit zu kaufen, indem mit Hilfskrediten der Kapitaldienst Griechenlands und anderer finanziert wird, und Griechenland parallel dazu einer radikalen Diätkur zu unterziehen, [...] ist gescheitert [...]. Der Ansatz, Zeit zu kaufen, ist übrigens auch deshalb gescheitert, weil die Zeiten immer schlechter geworden sind, seit Sie vor anderthalb Jahren damit begonnen haben.

(Deutscher Bundestag, 2011a, S. 15208).

Der Fraktionsvorsitzende von Bündnis 90/Die Grünen, Jürgen Trittin, vertrat die Meinung, die Bundesregierung habe Entscheidungen verschleppt:

Dieses Zaudern und Zögern, diese kleinen Schritte haben die deutschen Steuerzahlerinnen und Steuerzahler viel Geld gekostet, weil sie die Krise verlängert und damit verteuert haben.

(Deutscher Bundestag, 2011a, S. 15217).

Die ständigen Beteuerungen der Abgeordneten, dass sie in der Eurokrise handlungsfähig seien, sind meines Erachtens nur ein Beleg für den realen Machtverlust des Parlamentes. Oder stimmt es wirklich, was der Fraktionsvorsitzende der FDP, Rainer Brüderle, im Bundestag sagte:

Ohne den Willen Deutschlands, ohne den Willen des deutschen Parlaments wird es eine Auszahlung von weiteren Mitteln nicht geben. Die klare Botschaft ist: Der Souverän, die Vertretung des Volkes, entscheidet darüber.

(Deutscher Bundestag, 2011a, S. 15211).

Die Fakten sprechen eine andere Sprache. Mit der Verabschiedung des Gesetzes zum Stabilisierungsmechanismus (StabMechG) am 29. September 2011 führten die Abgeordneten einen Parlamentsvorbehalt in Angelegenheiten der europäischen Finanzstabilisierung ein. Doch die Rechte des Parlamentes wurden gleich wieder eingeschränkt:

In Fällen besonderer Eilbedürftigkeit oder Vertraulichkeit werden die [...] Beteiligungsrechte des Deutschen Bundestages von Mitgliedern des Haushaltsausschusses wahrgenommen.

(Deutscher Bundestag, 2011b, Paragraph 3)

Die Ausweitung des Euro-Rettungsschirms und das Gesetz zu den Parlamentsrechten in Angelegenheiten der europäischen Finanzstabilisierung waren am 29. September 2011 mit 523 Ja-Stimmen bei 85 Gegenstimmen und drei Enthaltungen vom Bundestag gerade beschlossen worden, da stand am 26. Oktober 2011 eine erneute Stärkung des Rettungsschirmes auf der Agenda. Und jetzt zeigte sich, dass die Rechte des Parlamentes in der Praxis nicht viel wert waren. Denn welchen Einfluss haben Abgeordnete, die über die Eckpunkte zur Stärkung des Euro-Rettungsschirmes am Abend des 24. Oktober 2011 von der Regierung informiert werden, am nächsten Tag hektisch bei Banken nachfragen, wie die Mechanismen funktionieren sollen und schon am Morgen des 26. Oktober darüber abstimmen?

Den Zugewinn an Parlamentsrechten in Sachen Eurokrise, den das Gesetz zum Stabilisierungsmechanismus mit sich brachte und den die Abgeordneten so hoch lobten, hat das Bundesverfassungsgericht für zu leicht befunden. In seinem Urteil vom 28. Februar 2012 hat das Gericht die Verantwortung des Bundestages in seiner Gesamtheit bei haushaltspolitischen Entscheidungen angemahnt:

Der Deutsche Bundestag ist das unmittelbare Repräsentationsorgan des Volkes. Er besteht aus den als Vertretern des ganzen Volkes gewählten Abgeordneten, die insgesamt die Volksvertretung bilden.

(BVerfG, 2012a, Randzeichen 101)

Daraus folgt für das Gericht:

Der Deutsche Bundestag erfüllt seine Repräsentationsfunktion grundsätzlich in seiner Gesamtheit, durch die Mitwirkung aller seiner Mitglieder, nicht durch einzelne Abgeordnete, eine Gruppe von Abgeordneten oder die parlamentarische Mehrheit. Budgetrecht und

haushaltspolitische Gesamtverantwortung werden grundsätzlich durch Verhandlung und Beschlussfassung im Plenum wahrgenommen.
(BVerfG, 2012a, 1. Leitsatz)

Nur im Fall eines Ankaufes von Staatsanleihen auf dem Sekundärmarkt dürfe eine besondere Vertraulichkeit geltend gemacht werden.

Auf dieses Urteil hat der Bundestag reagiert und das Gesetz zum Stabilisierungsmechanismus geändert. Es entbehrt dabei nicht einer gewissen Ironie, dass die Debatte im Bundestag über die Erweiterung der Parlamentsbeteiligung bei der europäischen Finanzierungstabilisierung eine halbe Stunde dauerte! Es waren so wenige Abgeordnete anwesend, dass die Vizepräsidentin des Deutschen Bundestages, Petra Pau, die Debatte am 27. April 2012 mit den Worten eröffnete:

Liebe Kolleginnen und Kollegen, es enttäuscht mich jetzt ein wenig, dass sich die Reihen aus für mich nicht gerade erklärbarer Ursache so sehr lichten. Vor allen Dingen bitte ich Sie aber, wenn Sie jetzt anderen Verpflichtungen nachgehen müssen, dafür zu sorgen, dass wir hier ordnungsgemäß weiter tagen können. Ich bitte Sie also, die notwendigen Gespräche vor der Tür des Plenarsaals zu führen.

(Deutscher Bundestag, 2012c, S. 20925)

In der Debatte, in der es immerhin um die Parlamentsrechte bei wichtigen Entscheidungen zur Bekämpfung der Eurokrise ging, hat schon der erste Redner, Norbert Barthle (CDU/CSU), vor zu vielen Rechten des Parlamentes gewarnt. Die Abgeordneten dürften ihren „Wunsch nach Mitsprache“ nicht übertreiben:

Wir dürfen nicht bei allem und jedem mitbestimmen wollen. Wir müssen immer auch die Grenzen zwischen exekutiven und parlamentarischen Zuständigkeiten klar ziehen.

(Deutscher Bundestag, 2012c, S. 20926)

Der SPD-Abgeordnete Rolf Schwanitz gab immerhin zu, dass das Stabilisierungsmechanismengesetz vom Oktober 2011 „kein Ruhmesblatt der deutschen Parlamentsgeschichte“ (Deutscher Bundestag, 2012c, S. 20927) sei. Nach dem neuen Gesetz finde nun die „exzessive Zuordnung von Vorlagen und das überdimensionierte Agieren hinter verschlossenen Türen“ ein Ende. Doch es wurden auch Bedenken geäußert, ob eine weit-

reichende Parlamentsbeteiligung insbesondere in eiligen Fällen praktikabel sei. Die Abgeordnete von Bündnis 90/Die Grünen, Priska Hinz, wies darauf hin, dass es sich beim „Balanceakt“ zwischen Parlamentsbeteiligung und Funktionsfähigkeit des Rettungsschirmes um eine schwierige Aufgabe handle (vgl. Deutscher Bundestag, 2012c, S.20931). Und der Abgeordnete Bartholomäus Kalb (CDU/CSU) prognostizierte, dass auf die Abgeordneten anstrengende Zeiten zukämen, wenn das Plenum in eiligen Fällen die Verantwortung übernehmen müsse. „Das kann durchaus eine sportliche Veranstaltung für das Plenum des Deutschen Bundestages werden.“ (Deutscher Bundestag, 2012c, S. 20932).

Nach den Bestimmungen des neuen Gesetzes, das der Bundestag am 27. April 2012 verabschiedet hat, darf die Bundesregierung entsprechend dem oben zitierten Urteil des Bundesverfassungsgerichtes nur noch im Fall eines Ankaufes von Staatsanleihen auf dem Sekundärmarkt eine besondere Vertraulichkeit beanspruchen (vgl. Deutscher Bundestag, 2012b). Nur dann ist es erlaubt, dass der Bundestag seine Beteiligungsrechte an ein Sondergremium von Mitgliedern des Haushaltsausschusses überträgt. Es bleibt abzuwarten, ob auf der Basis des geänderten Gesetzes die Mitwirkung des Bundestages bei den Maßnahmen zur europäischen Finanzstabilisierung besser gelingt.

Skepsis ist geboten. Denn die Parlamentszeit wird in der Eurokrise durch die Vorherrschaft der Exekutive nicht nur verkürzt. Und es geht auch nicht nur um das Problem, dass die Abgeordneten wegen zu später Informationen durch die Regierung kaum Zeit für überlegte Entscheidungen haben. Inzwischen ist es so weit gekommen, dass die Abgeordneten über Gesetze entscheiden, die schon überholt sind. Die Parlamentszeit erhält gewissermaßen ein negatives Vorzeichen. Was ist geschehen?²

Am 29. Juni 2012 haben die Abgeordneten des Bundestages mit großer Mehrheit die Zustimmungsgesetze zum Fiskalpakt und zum ESM-Vertrag verabschiedet.³ Die Debatte im Bundestag fand jedoch zu einem Zeitpunkt statt, als die Inhalte der Verträge durch neue Brüsseler Verhandlungen veraltet waren. Denn in Brüssel hatten die Regierungen der Mitgliedstaaten der

² Vgl. ausführlich dazu: Landfried, C. (2012). *Der Bundestag als ‚Forum der Nation‘*. (im Erscheinen).

³ Das Bundesverfassungsgericht hat mit Urteil vom 12.9.2012 die Anträge auf Erlass einer einstweiligen Anord-

Eurozone am Abend vor der Bundestagsdebatte beschlossen, dass nach Einrichtung eines einheitlichen Aufsichtsmechanismus für Banken des Euro-Währungsgebietes der ESM die Möglichkeit erhalten könne, die Banken direkt zu rekapitalisieren.⁴ Die Verträge, über die der Bundestag zu entscheiden hatte, legen jedoch fest, dass genau eine solche direkte Rekapitalisierung der Banken durch den ESM nicht möglich sein solle (vgl. Deutscher Bundestag, 2012a, Artikel 15). Noch deutlicher kann die Ohnmacht des Bundestages kaum zum Ausdruck kommen: Die Abgeordneten debattierten ein Zustimmungsgesetz zu einem Vertrag, der in einem zentralen Punkt von den Regierungen der EU-Mitgliedstaaten schon neu verhandelt wurde.

Der Präsident des Bundestages, Norbert Lammert, machte zu Beginn der Debatte auf die veränderte Lage aufmerksam. Freilich ist sein Hinweis eher in dem Sinn zu verstehen, dass sich die Abgeordneten durch die neue Lage nicht irritieren lassen sollten.

Die Debatte, die wir im Anschluss an die Regierungserklärung führen werden, findet vor einer gespannten deutschen, aber auch europäischen Öffentlichkeit statt. Deswegen will ich, auch um Missverständnisse zu vermeiden, darauf aufmerksam machen: Wir werden nach der Regierungserklärung natürlich auch über das debattieren, was gestern und heute in Brüssel stattgefunden hat. Aber nichts von dem, was da gestern besprochen wurde, steht hier heute zur Entscheidung an. Entschieden wird heute über die gerade von mir vorgetragenen Gesetzentwürfe.

(Deutscher Bundestag, 2012d, S. 22698)

Der Debatte über die aktuellen Entwicklungen seien keine Grenzen gesetzt. Doch entschieden werde über einen veralteten Gesetzentwurf.

Die Fernsehzeit in der Eurokrise

Es sind vor allem vier Formate, die für die journalistische Berichterstattung über die Eurokrise im Fernsehen eine Rolle spielen: Nachrichtensen-

dungen, Interviewsendungen, Dokumentationen von Parlamentsdebatten und Talkshows. Über den Einfluss des Fernsehens auf die Gesellschaft schreibt Irene Neverla:

Das Medium Fernsehen wirkt [...] nicht nur als Symptom und Komponente der gesellschaftlichen Teilstrukturen, sondern auch als Agens in deren Konstruktion. Es synchronisiert und koordiniert mit seiner eigenen Temporalstruktur [...] die Eigenzeiten diverser Institutionen und ihrer Gebräuche im Bereich von Wirtschaft, Politik und Kultur.

(Neverla, 1992, S. 72)

Das Fernsehen trägt aktiv zu einer Beschleunigung der Parlamentszeit bei, weil die Abgeordneten genau wissen, dass knappe und knackige Sätze am ehesten eine Chance haben, gesendet zu werden. Das Fernsehen setzt auf Kürze. Eine Ausnahme bilden die Übertragungen von Parlamentsdebatten. So wurde die gesamte Bundestagsdebatte vom 29. September 2011 von *Phoenix* dokumentiert. Allerdings gilt hier der Einwand der geringen Einschaltquoten. Wer hat schon die Zeit, mehr als drei Stunden eine Bundestagsdebatte im Fernsehen zu verfolgen? In den Nachrichtensendungen hingegen müssen lange parlamentarische Debatten in wenigen Minuten dargestellt werden. Der unter FernsehjournalistInnen verbreitete Spruch: „Und bist du noch so fleißig, bei uns gibt's nur 1'30“ mag als Richtlinie für die Arbeit von Nachrichtenredakteuren übertrieben sein. Ganz falsch ist er nicht.

Wie wurde beispielsweise über die oben geschilderte Parlamentsdebatte vom 29. September 2011 zum Europäischen Stabilisierungsmechanismus in der *Tagesschau* informiert?

Der CDU-Abgeordnete Willsch stand im Rampenlicht. Als Gegner der Ausweitung des Euro-Rettungsschirmes räumte ihm Bundestagspräsident Lammert überraschend Extraredezeit ein.

Mit diesen Sätzen und einem Ausschnitt aus der Rede des Abgeordneten wurde der Bericht in der 20-Uhr-*Tagesschau* eröffnet. Der Bericht schloss

zu einer dauerhaften, nicht mehr reversiblen Festlegung ihrer Wirtschaftspolitik“ (BVerfG, 2012 b, Urteil und Randzeichen 300).

nung, mit denen die Ausfertigung des Gesetzes zum Europäischen Stabilitätsmechanismus verhindert werden sollte, abgelehnt. Das Gericht hat darüber hinaus entschieden, dass das Zustimmungsgesetz zum Fiskalpakt nicht gegen das Grundgesetz verstoße. Der Fiskalpakt räume „den Organen der Europäischen Union keine Befugnisse ein, die die haushaltspolitische Gesamtverantwortung des Deutschen Bundestages berühren und zwingt die Bundesrepublik Deutschland nicht

zu einer dauerhaften, nicht mehr reversiblen Festlegung ihrer Wirtschaftspolitik“ (BVerfG, 2012 b, Urteil und Randzeichen 300).

⁴ Vgl. dazu die Gipfelerklärung der Mitglieder des Euro-Währungsgebiets vom 29.6.2012 (Mitglieder des Euro-Währungsgebiets, 2012) sowie die Schlussfolgerungen der Tagung des Europäischen Rates am 28./29.6.2012, (Europäischer Rat, 2012).

mit einem Interview, in dem Klaus-Peter Willsch noch einmal wiederholte, was er in seinem kurzen Statement im Plenum schon gesagt hatte. Das Fernsehen gab also dem CDU-Abgeordneten einen prominenten Platz, da er von der Norm der Fraktionsdisziplin abwich. In der realen Bundestagsdebatte hatte der Abgeordnete Willsch keine große Rolle gespielt, und sein Beitrag gegen Ende der dreieinhalbstündigen Debatte war inhaltlich wenig aussagekräftig.

Das Fernsehen bzw. der TV-Journalismus hat jedoch eigene Aufmerksamkeitsregeln und eine eigene Zeit. Es wird registriert, was als ungewöhnlich gilt, und es werden möglichst knappe Sätze aus den Reden bekannter Politiker ausgewählt. Finanzminister Wolfgang Schäuble ist in der 20-Uhr-Ausgabe der *Tagesschau* vom 29. September 2011 mit dem Satz vertreten: „Die freiheitlich rechtsstaatliche Demokratie setzt die Regeln und setzt sie auch durch.“ Diese Aussage wird im Beitrag nicht in Frage gestellt. Wie es auf die ZuschauerInnen wirkt, zu hören, dass die demokratischen Institutionen die Regeln setzen und zugleich ständig beobachten zu müssen, dass die Politik zunehmend nur noch auf die Märkte reagiert, wird im Bericht der *Tagesschau* nicht reflektiert.

Noch anschaulicher als in den Nachrichtensendungen kommt das Charakteristische der Fernsehzeit in den Talkshows zum Ausdruck. Die Talkshows zur Eurokrise bestätigen die Diagnose von Irene Neverla:

Die Diskrepanz zwischen der tendenziellen Nullzeit des Mediums und dem Zeitbedarf menschlicher Kommunikation tritt uns in jeder Gesprächssituation im Fernsehen vor Augen. Fragen und Antworten sind dem Diktat der linearen Programmzeit unterworfen, sie müssen knapp und bündig erfolgen [...]. Wer sich diesem Diktat nicht unterwerfen will oder kann, wer Denk- und Redepausen einlegt, einen Sachverhalt umkreisen möchte, der wird als Gesprächspartner eliminiert durch Abwendung, Mikrofonentzug, Schnitt.
(Neverla, 1992, S. 224)

Die im ZDF ausgestrahlte Talkshow *Maybrit Illner* vom 2. Februar 2012 zum Thema „Milliardengrab Griechenland – Rettung unmöglich?“ ist ein gutes Beispiel für die Eigenzeit des Fernsehens. Die Sprache der Moderatorin war eingängig und spielerisch, auch wenn die Bilder nicht so recht stimmten.

Apropos Meisterleistung. Gerade wurde beim x-ten Spitzentreffen der sogenannte Fiskalpakt eingetütet und eigentlich könnte alles irgendwie so schön sein, wäre da nicht dieser alte Spielverderber Griechenland. Seit bald vier Jahren baut das Land Arbeitsplätze ab, jeden Monat zum 45. Mal in Folge. Die Wirtschaft schrumpft, die Bürger sind auf der Straße oder fliehen. Und dabei bemühen sich Angela Merkel und ihre Kollegen seit mehr als zwei Jahren um die Rettung Griechenlands. Unter Aufbietung von Hunderten von Milliarden Euros und immer neuen Milliarden Euros. Ein Fass ohne Boden offenbar. Hat das noch einen Sinn?

(Maybrit Illner, 2012)

So führte die Moderatorin in das Thema der Talkshow ein. Ein Fass ohne Boden, das mit der Fahne Griechenlands umwickelt war und in das oben Euros hineinflatterten und unten wieder herauskamen, war auf den Studio-Bildschirmen immer wieder zu sehen.

Als Gäste waren eingeladen: Hans-Peter Burghof (Professor für Bankwirtschaft), Martin Schulz (Präsident des Europäischen Parlamentes), Edmund Stoiber (ehemaliger bayerischer Ministerpräsident und seit 2007 Leiter einer Arbeitsgruppe zum Bürokratieabbau in Brüssel), Richard Sulik (Präsident des slowakischen Parlamentes 2010–2011), Athanasios Syrianos (Chef einer griechischen Brauerei) und Silvia Wadhwa (Journalistin bei CNBC Europe).

Die Gäste wurden jeweils mit einer Aussage zur Eurokrise vorgestellt (Maybrit Illner, 2012):

Hans-Peter Burghof: „Griechenland ist seit zwei Jahren pleite. Weitere Hilfszahlungen werden das Land nicht retten.“

Martin Schulz: „Die rigorose Sparpolitik führt zur Depression. Griechenland braucht eine Zukunftsperspektive.“

Edmund Stoiber: „Europa steht am Scheideweg. Doch Merkel steht wie ein Fels in der Brandung.“

Richard Sulik: „Griechenland muss die Eurozone verlassen.“

Athanasios Syrianos „wünscht sich einen Marshallplan für sein Land.“

Silvia Wadhwa „ist überzeugt: Griechenland muss gerettet werden. Alles andere ist politischer und wirtschaftlicher Selbstmord für die Eurozone und Europa.“

Während der Sendung wurden diese plakativen Sätze immer wieder eingeblendet. Die Gäste der Talkshow wurden also auf bestimmte Meinungen

festgelegt. Da sehr viele Aspekte der Eurokrise angesprochen wurden, sollten die ZuschauerInnen offenbar durch die Erinnerung an die Position des jeweiligen Gastes den Überblick behalten können. Es wurde über die politischen Strukturen und die sozialen Ungerechtigkeiten in Griechenland, den Stabilitätsmechanismus, die Bankenkrise, den „Haircut“, die Folgen eines Austritts Griechenlands aus der Eurozone, den Nutzen von Investitionsprogrammen, die Jugendarbeitslosigkeit, die Führungsrolle der Europäischen Union, die Steuersätze in den Mitgliedstaaten der Eurozone, die Bankenkrise, die Konten griechischer Millionäre in der Schweiz, Eurobonds und die Solidarität zwischen Völkern gesprochen. Es ist klar, dass diese Themen in einer Talkshow von 60 Minuten nur gestreift werden können. Doch es war nicht nur die Vielzahl der Themen, die es unmöglich machte, einen Sachverhalt ernsthaft zu diskutieren. Auch die Art der Fragen, die Umsetzung dieser Fragen in Bilder und die Gesprächsführung trugen zu einer oberflächlichen und nicht selten chaotischen Gesprächssituation bei.

So fragte die Moderatorin, wie schlau es eigentlich sei,

„dass Europa in diesem Prozess eine Führungsrolle übernehme und den einen oder anderen sehr akzeptablen, aber auch den einen oder anderen fragwürdigen Vorschlag mache?“

Zur Erläuterung der Frage wurde ein kurzer Film mit der umstrittenen Aussage Volker Kauders eingespielt: „Jetzt auf einmal wird in Europa Deutsch gesprochen!“ Werden Probleme derart vereinfacht dargestellt, dann ergibt sich für die ZuschauerInnen kein Informationsgewinn.

Während der Talkshow haben drei Mal mehrere Personen über eine längere Phase gleichzeitig gesprochen. Wer in einem solchen Fall am längsten weiterredete, setzte sich durch. Als es in einer Situation besonders turbulent wurde, versuchte die Moderatorin die Wogen mit den Worten zu glätten: „Dies alles ist Europa.“

Man könnte auch sagen: Dies alles ist die verkürzte Europadebatte der Talkshows. Das Fernsehen mit der ihm eigenen Zeit verführt dazu, bei komplexen Problemen nicht so genau nachzufragen. Wenn man bedenkt, dass zwei Drittel der Bevölkerung in Deutschland nach der jüngsten Umfrage des Institutes für Demoskopie in Allensbach daran zweifeln, dass die Politik wirklich wisse, wie sie die Eurokrise bekämpfen solle,

dann wird deutlich, dass ein hoher Bedarf an öffentlicher Diskussion zu diesem Thema herrscht (vgl. Institut für Demoskopie Allensbach, 2012, S. 8 und Tabelle A 5, S. 19). Das Fernsehen ist als Massenmedium jedoch wenig geeignet, einen Beitrag zu einer solchen Debatte zu leisten.

Die zunehmende Zahl der Talkshows zu politischen Themen gilt als einer der Gründe für den Wandel der Parlamentsberichterstattung in der Presse. Eine vergleichende Studie zur Parlamentsberichterstattung in der überregionalen Presse Deutschlands und Großbritanniens im Zeitraum von 1983 bis 2008 kommt zu dem Ergebnis, dass die Parlamentsberichterstattung in der Presse zurückgegangen ist (vgl. Jainsch, 2012, S. 98). Es nimmt nicht nur die Zahl der Beiträge über den Bundestag und das House of Commons ab, sondern es geht auch der Anteil an Beiträgen zurück, in denen die Parlamente im Mittelpunkt stehen (vgl. ebd., S. 101). Diese Entwicklung stehe in einem Zusammenhang mit der Etablierung der Talkshows. Die Bedeutung der Parlamentsdebatten und der Berichte über die Debatten nehme ab, weil es die Konkurrenz der Talkshows gebe, „in denen prominente Akteure vor einem großen Publikum die aktuellen politischen Fragen diskutieren können.“ (Ebd., S. 98). Die Talkshows verkürzen also auf doppelte Weise die Zeit des Parlamentes für öffentlichkeitswirksame Debatten: Sie werden zum Ersatz für Debatten im Parlament, und sie verursachen einen Rückgang der Presseberichterstattung über das Geschehen im Parlament.

Die Bestimmungsfaktoren der Parlamentszeit in der Eurokrise

Es konnte gezeigt werden, dass der Einfluss des Bundestages bei der Bekämpfung der Eurokrise trotz aller Selbstbeteuerungen der Abgeordneten gering ist. Das Fernsehen wiederum wird ein Parlament, dessen Gestaltungsmacht abnimmt, nicht in den Mittelpunkt seiner Aufmerksamkeit rücken. Zugleich ist das Fernsehen ein eigenständiger Akteur und verkürzt zusätzlich durch seine Art der Berichterstattung die Zeit für Debatten über den Rettungsschirm. Irene Neverla (1992, S. 224) hat es auf den Punkt gebracht: „Knapp und bündig“ und möglichst ohne „Denk- und Redepausen“ sollen die Nachrichten, Interviewsendungen oder Talkshows sein.

Es ist jedoch nach meiner eingangs formulierten Hypothese nicht nur das Fernsehen, das die Zeit

für öffentliche Debatten über den Euro-Rettungsschirm verkürzt und mit seiner „Temporalstruktur“ auf die „Eigenzeit“ des Parlamentes zurückwirkt (vgl. Neverla, 1992, S. 72). Zu den Bestimmungsfaktoren der Parlamentszeit in der Eurokrise gehören neben der spezifischen Zeit des Fernsehens die wachsende Macht der Exekutiven und die Interessen der expandierenden Finanzmärkte. Wenn man diese Faktoren gewichtet, dann sind die Exekutiven und die Finanzmärkte für die immer kürzere Gestaltungszeit des Parlamentes entscheidender als die „Eigenzeit“ des Fernsehens.

Nach der Interpretation von Wolfgang Streeck (2011) zeige sich in der Eurokrise der grundsätzliche Konflikt zwischen Demokratie und Kapitalismus. Demokratische Verfahren und soziale Gerechtigkeit seien mit der wirtschaftlichen Forderung nach Profit und einer Verteilung nach Maßgabe der marginalen Produktivität nicht vereinbar. Wir beobachteten nicht nur einen abnehmenden Handlungsspielraum des demokratisch gewählten Parlamentes. Die Demokratie werde vielmehr insgesamt von der Macht der Ökonomie an den Rand gedrängt.

More than ever, economic power seems today to have become political power while citizens appear to be almost entirely stripped of their democratic defenses and their capacity to impress upon the political economy interests and demands incommensurable with those of capital owners.

(Streeck, 2011, S. 29)

Diese Analyse ist für die Erklärung des unzureichenden Einflusses demokratischer Verfahren und Institutionen bei der Bekämpfung der Eurokrise nicht komplex genug. Einer Regulierung der Finanzmärkte stehen nicht nur EigentümerInneninteressen entgegen. Es sind auch die Strukturen der Finanzmärkte mit ihrer „hoch entwickelte(n) Informations- und Kommunikationstechnik“ (Mayntz, 2010, S. 186), die die politische Regulierung dieses Sektors erschweren. Da es nicht nur um die Interessen der EigentümerInnen von Kapital, sondern um die Strukturen der Finanzmärkte geht und da nicht nur die Parlamente, sondern die Nationalstaaten an die Grenzen der Handlungsfähigkeit geraten, muss der Untersuchungsradius ausgeweitet werden.

Das Demokratieprinzip hat heute eine europäische und darüber hinaus eine internationale Dimension (vgl. Kumm, 2012, S. 6). Souveränität hat sich von

einem ausschließenden Herrschafts- und Verfügungsrecht in ein kommunikatives und interaktives Teilhabe- und Teilnahmerecht gewandelt.

(Preuß, 2007, S. 324)

In einer entgrenzten Welt sind die nationalen Regierungen und Parlamente darauf angewiesen, mit europäischen und internationalen, staatlichen und nichtstaatlichen, Akteuren zu kooperieren. Ein besonders ehrgeiziges Projekt des *Regierens jenseits des Nationalstaates* (Zürn, 1998) ist die Europäische Union. Je mehr Kompetenzen die Mitgliedstaaten an diese supranationale Organisation übertragen haben, desto problematischer wurde die defizitäre demokratische Legitimation europäischer Politik (vgl. Hix, 2008). Mit der Eurokrise und den Versuchen, die Krise einzudämmen, hat europäisches Regieren eine neue Stufe erreicht. Es ist in der Tat für eine repräsentative Demokratie problematisch, wenn die Europäische Kommission als „europäische Regierung“ im Rahmen des Fiskalpaktes die nationalen Budgets kontrollieren kann. Problematisch sind dabei nicht gemeinsame europäische Standards für die nationalen Budgets.

Aber die relativ eigenständige Rolle, die der Kommission hier zugestanden wird, ist nur demokratisch vertretbar, wenn die Kommission selbst demokratisch legitimiert ist.

(Kumm, 2012, S. 6)

Resümee

Die Analyse von Parlamentszeit und Fernsehzeit am Beispiel des Euro-Rettungsschirmes hat ergeben, dass im Deutschen Bundestag immer weniger Zeit für intensive Debatten über die Bekämpfung der Eurokrise zur Verfügung steht und die gewählten Abgeordneten immer weniger Einfluss auf die Gestaltung des Rettungsschirmes haben. Selbst wenn es gelänge, den Einfluss des Bundestages auf die Entscheidungen zum Euro-Rettungsschirm zu stärken, bliebe die Tatsache bestehen, dass nationales Regieren allein zur Bekämpfung der Eurokrise kontraproduktiv ist (vgl. Mayntz, 2010). Zum einen müssen europäische Lösungen gefunden und demokratisch legitimiert werden. Zum anderen sind internationale Vereinbarungen zur Regulierung der Finanzmärkte notwendig, um die Finanzkrise und die damit zusammenhängende Krise des Euro langfristig zu bewältigen (vgl. Mayntz, 2012). Bisher haben die

Nationalstaaten allerdings internationale Vereinbarungen, die ihren eigenen Interessen widersprechen, zu verhindern gewusst.

Es müssten also intensive öffentliche Debatten über die europäische Demokratie und die internationale Regulierung der Finanzmärkte stattfinden. Die Foren für solche Debatten wären in erster Linie die nationalen Parlamente und das Europaparlament. Denn die gewählten Abgeordneten dürfen in der Europapolitik nicht länger auf der ZuschauerInnentribüne sitzen. Es wäre sinnvoll, mit einem differenzierten Einsatz der Ressource Zeit auf den beschleunigten Wandel der sozioökonomischen Strukturen im turbulenten Verlauf der Eurokrise zu reagieren. Kurzfristige Maßnahmen wie die Rettungsschirme erfordern schnelle Entscheidungen. Diese Maßnahmen sind jedoch nur dann erfolgversprechend, wenn auch die langfristige Perspektive nicht aus dem Blick gerät. Langfristig müssten Reformen zur Demokratisierung der Europäischen Union auf den Weg gebracht werden, um die Macht der Exekutiven in Europa zu begrenzen. Für diese langfristigen Veränderungen sollten sich die Abgeordneten ganz bewusst Zeit nehmen und sich nicht von den Ereignissen jagen lassen.

Ein erster Schritt für mehr Demokratie in der Europäischen Union bestünde in der Partizipation der Parlamente bei der Gestaltung der gemeinsamen europäischen Finanz- und Wirtschaftspolitik. Es reicht nicht, dass die Parlamente einen fertigen internationalen Vertrag ratifizieren. Dies kann angesichts des raschen Wandels der europäischen Integration dazu führen, dass der Bundestag, wie am 29. Juni 2012 geschehen, einen Vertrag ratifiziert, dessen Inhalt schon wieder überholt ist. Es geht jetzt darum, die Fiskalunion im Rahmen einer politischen Union aufzubauen. Der Fiskalpakt kann allenfalls eine Übergangslösung sein und sollte so schnell wie möglich, wie es ja auch im Fiskalpakt selbst steht, Bestandteil der europäischen Verträge werden.

Die Partizipation der Parlamente bei dieser Neugestaltung der Verträge ist notwendig, weil es auch um die Akzeptanz der Regeln geht. Die Abgeordneten müssen davon überzeugt sein, dass es für das Funktionieren der Wirtschafts- und

Währungsunion sinnvoll ist, in der nationalen Haushaltspolitik die Folgen für die anderen Mitgliedstaaten mit zu bedenken. Ein solches Bewusstsein entsteht nicht durch Überwachung, sondern durch Partizipation, den Austausch von Erfahrungen und Argumenten und die Diskussion unterschiedlicher Konzepte.

Konkret müsste ein Konvent nach Artikel 48 EUV zur Änderung der europäischen Verträge ins Leben gerufen werden. Es ginge dabei nicht um eine neue Verfassung, sondern um eine Neuordnung der Finanz- und Wirtschaftspolitik. Da das Europaparlament und die nationalen Parlamente in einem Konvent ebenso repräsentiert wären wie die Regierungen und die Kommission, bedeutete diese Institution mehr Demokratie als die Treffen der Staats- und Regierungschefs. Der Konvent hätte die Aufgabe, die Strukturen einer zukünftigen gemeinsamen Finanz- und Wirtschaftspolitik in Europa zu diskutieren und die Debatten in die Öffentlichkeit zu tragen.

Ein erster Schritt für mehr Demokratie in der Europäischen Union bestünde in der Partizipation der Parlamente bei der Gestaltung der gemeinsamen europäischen Finanz- und Wirtschaftspolitik.

Und hier kämen die journalistischen Medien und vor allem das Fernsehen ins Spiel. Es müsste versucht werden, den „Eurojargon“ in eine verständliche Sprache zu übersetzen und einen Austausch zwischen BürgerInnen und Konventsmitgliedern über die euro-

päische Finanz- und Wirtschaftsordnung in Gang zu bringen. Nur so könnte Vertrauen zwischen BürgerInnen, Parlamenten und Regierungen als Basis für die Lösung der Eurokrise entstehen. Ohne intensive Debatte über die Krisenpolitik und über eine neue europäische Finanz- und Wirtschaftsordnung besteht keine Chance, das Vertrauen der BürgerInnen für die politischen Entscheidungen zu gewinnen. Kaum jemand kennt die zahlreichen Neuerungen, die inzwischen zur Bekämpfung der Schuldenkrise eingeführt wurden und das europäische Regieren in seinen Strukturen verändern. Die neuen Regeln müssen daher endlich öffentlich diskutiert und demokratisch legitimiert werden.

Wie realistisch ist es, das ein neuer Europakonvent einberufen und auf der Basis einer umfassenden öffentlichen Diskussion die kurzfristige Krisenpolitik mit langfristigen Reformen der Europäischen Union verknüpft wird? Bedenkt man die

in diesem Beitrag beschriebene verkürzte Zeit des Deutschen Bundestages bei den Entscheidungen über den Euro-Rettungsschirm, dann wird man nicht sehr optimistisch sein, dass der Bundestag ein Diskussionsforum für europapolitische Konzepte sein wird. Und auch das Fernsehen mit seiner „Eigenzeit“ und seinem Prinzip des „knapp und bündig“ (Neverla, 1992, S. 224) trägt eher dazu bei, nicht so sehr nachzuhaken und die po-

litischen Entscheidungen zum Rettungsschirm und zur europäischen Integration an den BürgerInnen vorbeirauschen zu lassen. Es ist also unwahrscheinlich, dass es gelingen wird, den hier skizzierten Ausweg einer öffentlich diskutierten Verknüpfung kurzfristiger Rettungsmaßnahmen mit langfristigen Reformen der Europäischen Union zu verwirklichen. Unmöglich ist es nicht.

Bibliographie:

- Hennis, W. (1999). Die Rolle des Parlaments und die Parteiendemokratie. In: Hennis, W. (Hg.) *Regieren im modernen Staat*. Politikwissenschaftliche Abhandlungen I. Mohr Siebeck. Tübingen. S. 226-273.
- Hix, S. (2008). *What's Wrong with the European Union & How to Fix It*. Polity Press. Cambridge.
- Institut für Demoskopie Allensbach (2012). *Das Bollwerk*. Eine Dokumentation des Beitrags von Prof. Dr. Renate Köcher in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung Nr. 195 vom 22. August 2012. Abgerufen von http://www.ifd-allensbach.de/uploads/tx_reportsndocs/August12_Bundesverfassungsgericht.pdf, Zugriff am 13.9.2012.
- Jainsch, R. (2012). *Im Schatten der Talkshows?* Der Wandel der Parlamentsberichterstattung in Deutschland und Großbritannien. Nomos. Baden-Baden.
- Koselleck, R. (2000). Wie neu ist die Neuzeit? In: Koselleck, R. (Hg.) *Zeitschichten*. Studien zur Historik. Suhrkamp. Frankfurt. S. 225-239.
- Kumm, M. (2012, 9. August): *Ein Signal für Europa*. Frankfurter Allgemeine Zeitung, S. 6.
- Landfried, C. (2001). Politik in einer entgrenzten Welt. In: Landfried, C. (Hg.) *Politik in einer entgrenzten Welt*. 21. Wissenschaftlicher Kongress der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft. Verlag Wissenschaft und Politik. Köln. S. 49-68.
- Landfried, C. (im Erscheinen). Der Bundestag als ‚Forum der Nation‘. In: Anter, A. (Hg.) *Wilhelm Hennis' Politische Wissenschaft*. Mohr Siebeck. Tübingen.
- Mayntz, R. (1995). Politische Steuerung. Aufstieg, Niedergang und Transformation einer Theorie. In: von Beyme, K., & Offe, C. (Hg.). *Politische Theorien in der Ära der Transformation*. Westdeutscher Verlag. Opladen. S. 148-168.
- Mayntz, R. (2010). Die Handlungsfähigkeit des Nationalstaats bei der Regulierung der Finanzmärkte. In: *Leviathan*, 38 (2), S. 175-187.
- Mayntz, R. (Hg.) (2012). *Crisis and Control*. Institutional Change in Financial Market Regulation. Campus. Frankfurt, New York.
- Neverla, I. (1992). *Fernseh-Zeit*. Zuschauer zwischen Zeitkalkül und Zeitvertreib. Eine Untersuchung zur Fernsehnutzung. Ölschläger. München.
- Preuß, U. K. (2007). Souveränität. Zwischenbemerkungen zu einem Schlüsselbegriff des Politischen. In: Stein, T., & Buchstein, H., & Offe, C. (Hg.) *Souveränität, Recht, Moral*. Die Grundlagen politischer Gemeinschaft. Campus. Frankfurt, New York. S. 313-335.
- Streeck, W. (2011). The Crisis of Democratic Capitalism. In: *New Left Review*. 71 (September-October), S. 5 – 29.
- Zürn, M. (1998). *Regieren jenseits des Nationalstaates*. Suhrkamp. Frankfurt a. M.

Primärquellen:

- BVerfG (2012a). BVerfGE vom 28.2.2012, 2 BvE 8/11. Abgerufen von http://www.bverfg.de/entscheidungen/es20120228_2bve000811.html, Zugriff am 13.9.2012.
- BVerfG (2012b). BVerfGE vom 12.9.2012, 2 BvR 1390/12; 2 BvR 1421/12; 2 BvR 1438/12; 2 BvR 1439/12; 2 BvR 1440/12; 2 BvE 6/12. Abgerufen von http://www.bverfg.de/entscheidungen/rs20120912_2bvr139012.html, Zugriff am 26.9.2012.
- Deutscher Bundestag (2011a). Plenarprotokoll 17/130. Stenografischer Bericht 130. Sitzung, Berlin, Donnerstag, den 29. September 2011. Abgerufen von <http://dip21.bundestag.de/dip21/btp/17/17130.pdf>, Zugriff am 13.9.2012.
- Deutscher Bundestag (2011b). Beschlussempfehlung des Haushaltsausschusses zu dem Gesetzentwurf der Fraktionen der CDU/CSU und der FDP über einen europäischen Stabilisierungsmechanismus. Bundestags-Drucksache 17/7067 vom 22.09.2011. Abgerufen von <http://dip.bundestag.de/btd/17/070/1707067.pdf>, Zugriff am 26.9.2012.
- Deutscher Bundestag (2012a). Gesetzentwurf der Fraktionen der CDU/CSU und FDP. Entwurf eines Gesetzes zu dem Vertrag vom 2.2.2012 zur Einrichtung des Europäischen Stabilitätsmechanismus. Bundestags-Drucksache 17/9045 vom 20.3.2012. Abgerufen von <http://dipbt.bundestag.de/dip21/btd/17/090/1709045.pdf>, Zugriff am 13.9.2012.
- Deutscher Bundestag (2012b). Gesetzentwurf der Fraktionen CDU/CSU, SPD, FDP und BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN. Entwurf eines Gesetzes zur Änderung des Stabilisierungsmechanismusgesetzes. Bundestags-Drucksache 17/9145 vom 27.3.2012. Abgerufen von <http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/17/091/1709145.pdf>, Zugriff am 13.9.2012.
- Deutscher Bundestag (2012c). Plenarprotokoll 17/176. Stenografischer Bericht 176. Sitzung, Berlin, Freitag, den 27. April 2012. Abgerufen von <http://dip21.bundestag.de/dip21/btp/17/17176.pdf>, Zugriff am 13.9.2012.
- Deutscher Bundestag (2012d). Plenarprotokoll 17/188. Stenografischer Bericht 188. Sitzung, Berlin, Freitag, den 29. Juni 2012. Abgerufen von <http://dip21.bundestag.de/dip21/btp/17/17188.pdf>, Zugriff am 13.9.2012.
- Europäische Union (2011). Verordnung (EU) Nr. 1175/2011 des Europäischen Parlaments und des Rates vom 16. November 2011 zur Änderung der Verordnung (EG) Nr. 1466/97 des Rates über den Ausbau der haushaltspolitischen Überwachung und der Überwachung und Koordinierung der Wirtschaftspolitiken. Abgerufen von <http://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/LexUriServ.do?uri=OJ:L:2011:306:0012:0024:DE:PDF>, Zugriff am 13.9.2012.
- Europäischer Rat (2012). Tagung des Europäischen Rates. Schlussfolgerungen, 28./29.6.2012, EUCO 76/2/12. Abgerufen von http://www.consilium.europa.eu/uedocs/cms_data/docs/pressdata/de/ec/131398.pdf, Zugriff am 13.9.2012.
- Maybrit Illner (2012, 2. Februar). Talkshow zum Thema Milliardengrab Griechenland – Rettung unmöglich?. ZDF.
- Mitglieder des Euro-Währungsgebiets (2012). Gipfelerklärung der Mitglieder des Euro-Währungsgebiets, 29. Juni 2012. Abgerufen von http://www.consilium.europa.eu/uedocs/cms_data/docs/press-data/de/ec/131365.pdf, Zugriff am 13.9.2012.
- Tagesschau (2011, 29. September). 20-Uhr-Ausgabe. Erstes Deutsches Fernsehen.

Christine Landfried

lehrt Politische Wissenschaft an der Universität Hamburg. Sie lehrte darüber hinaus an der Sciences Po in Paris, dem Europäischen Hochschulinstitut in Florenz und an der University of California in Berkeley. Arbeitsschwerpunkte sind die Europäische Union, die Finanzierung der Politik, die Verfassungsgerichtsbarkeit und im Bereich der Demokratietheorie das Konzept der Differenz. Zu Ihren Veröffentlichungen gehören u.a.: *Parteifinanz und politische Macht*, Baden-Baden, 2. Aufl. 1994; *Das politische Europa*, Baden-Baden, 2. Aufl. 2005; *The Concept of Difference*. In: K. Raube und A. Sattler (Hg.), *Difference and Democracy. Exploring Potentials in Europe and Beyond* (S. 15 – 45). Frankfurt, New York 2011.

Überlegungen zu Genres und ihrer Zeit

Elisabeth Klaus

Fachbereich Kommunikationswissenschaft, Universität Salzburg

Abstract

Der Beitrag knüpft an Irene Neverlas Studie *Fernseh-Zeit* (1992) an und plädiert dafür, den damit eingeführten Forschungsstrang weiter zu verfolgen. Vorgeschlagen wird dabei insbesondere eine Fokussierung auf Genres und ihr Verhältnis zur Kategorie Zeit. Der Beitrag begründet dies zunächst exemplarisch anhand eines Blickes in die Medien- und Genre-geschichte und dann systematisch mit Bezug auf die Genretheorie der Cultural Studies. Genres werden dabei als kulturelle Praxen verstanden, die die potentiell endlose Bedeutungsvielfalt von Medienproduktionen begrenzen. Sie entstehen im Zusammenwirken von Text, Produktion und Rezeption und erfahren eine je zeitspezifische, gesellschaftliche und kulturelle Rahmung. Zeit bestimmt auf vielfältige Weise sowohl die Ausprägungen der einzelnen Momente dieser Beziehung als auch ihr Zusammenwirken.

To everything – turn, turn, turn
There is a season – turn, turn, turn
And a time to every purpose under heaven
 Pete Seeger

Fernsehen und Zeit – Vorbemerkungen

„Turn, turn, turn“ – Dieses Lied von Pete Seeger, das auf einen alttestamentarischen Bibeltext zurückgeht, beschreibt die umfassende und vielfältige Bedeutung der Kategorie Zeit für uns Menschen. Zeit vermittelt uns eine Vorstellung von Gegenwart in Abgrenzung von Vergangenheit und Zukunft, damit von Veränderung und Wandel. Zeit hilft, uns als Mitglieder einer bestimmten Generation, Kultur und Gesellschaft zu sehen und so gesehen zu werden. Zeit ist ein soziales Konstrukt und zugleich an natürliche Phänomene (den Wechsel der Jahreszeiten; das Werden, Wachsen und Vergehen von Flora und Fauna) und an naturwissenschaftliche Weltvorstellungen (Zeit als, mittels Kalender und Uhr exakt messbare Größe) geknüpft.

Man kann den Refrain von Pete Seegers Lied auch als Metapher für Medienprozesse im Allgemeinen und für das Wirken des Fernsehens im Besonde-

ren lesen. Alles, jedes Thema scheint im Fernsehen irgendwann irgendwie behandelt zu werden, auch wenn wir uns nicht allem gleichermaßen zuwenden. Die „season“ des Fernsehens, die Fernsehseason bezeichnet das *Fernsehjahr*, das mit der Umsetzung neuer Konzepte und Strategien der Programmplanung beginnt und sich durch einen spezifischen Rhythmus auszeichnet, der Zeiten hoher Aufmerksamkeit wie auch Flauten beinhaltet. Im englischsprachigen Raum heißen auch die Staffeln länger laufender Serien „seasons“ aufgrund ihrer klaren Struktur mit einem (Wieder-)Beginn, einer langen Mitte und einem (oft vorläufigen) Ende. Genres spielen für beide Bedeutungen des Begriffs „seasons“ eine große Rolle, sind sowohl für die Programmplanung als auch für die Einordnung und Zielgruppenansprache von Serien wichtig. Zugleich sind Genres mit der Kategorie Zeit auf vielfältige Weise verknüpft. In der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft hat Irene Neverla (1992) als erste den engen Zusammenhang von Fernsehen und Zeit theoretisch und empirisch ausgearbeitet. *Fernseh-*

Zeit analysiert das Medium als sozialen Zeitgeber und erschließt die zeitbezogenen Aspekte der Fernsehnutzung. Seit Erscheinen der Publikation, deren Vorarbeiten in die erste Hälfte der 1980er Jahre zurückreichen (vgl. Neverla, 1992, S. 13), hat sich Fernsehen als Institution und als sozialer Handlungsraum enorm verändert. Man denke an die Vervielfältigung der Programme, an die sinkende Bedeutung der politischen Informationsangebote bei gleichzeitiger Ausweitung des Unterhaltungsprogramms allgemein und der nicht-fiktionalen Unterhaltung insbesondere. Nicht weniger rasant vollzog sich die Entwicklung der Produktions-, Übertragungs- und Speichertechnik. Die Produktionsbedingungen haben sich auch durch veränderte Finanzierungsmodelle, eine andere Arbeitsorganisation und neue Arbeitsverhältnisse grundlegend verändert. Am augenfälligsten zeigt wohl das Internet den Anbruch eines neuen *Fernseh-Zeit-Alters*. Das Internet stellt eine Konkurrenz zum Fernsehen dar, als Hybridmedium ermöglicht es aber zugleich dessen Weiterentwicklung und Veränderung – ein Prozess, der gerade erst begonnen hat.

Diese hier nur schlaglichtartig angesprochene Entwicklung des Mediums Fernsehen seit den 1980er Jahren unterstreicht die Bedeutung von Neverlas Studie: Ja, Untersuchungen zur individuellen wie sozialen und kulturellen Bedeutung des Fernsehens bedürfen unbedingt der Berücksichtigung der Kategorie Zeit. Der mit *Fernseh-Zeit* eingeführte Forschungsstrang sollte entsprechend systematisch ausgearbeitet und weiterentwickelt werden. Dazu bietet sich die Fokussierung auf Genres im Besonderen an, wie ich im Folgenden zunächst exemplarisch zeigen und dann mit Rückgriff auf die Cultural Studies auch theoretisch kurz begründen möchte. Im Anschluss daran benenne ich Faktoren und Fragestellungen, die ein Forschungsprogramm berücksichtigen sollte, das Genres und ihre Zeit untersuchen will.

Genres und ihre Konjunkturen

Irene Neverlas Studie enthält eher beiläufig einige Überlegungen zum Zusammenhang von Genres und Zeit (vgl. Neverla 1992, S. 211-212). Am Beispiel der Nachrichtensendungen zeigt die Wissenschaftlerin, dass Genres zwischen öffentlicher und privater Zeit vermitteln:

- zwischen *Weltzeit* und *Alltagszeit*, weil die re-

gelmäßigen Ausstrahlungszeiten der Nachrichtensendungen im besonderen Maße helfen, den individuellen Alltag zu strukturieren, etwa indem sie zwischen Arbeit und Feierabend einen imaginären Trennungsstrich ziehen oder als Signal für das Zubettgehen der Kinder dienen.

- zwischen *Weltzeit* und *Lebenszeit*, weil herausgehobene Ereignisse als „Zeitmarken der individuellen Lebensgeschichte wie der Gesellschaftsgeschichte“ (ebd., S. 212) dienen.

Es kann angenommen werden und Neverla (ebd.) äußert diese Vermutung, dass diese Vermittlungsfunktion nicht nur von Nachrichtensendungen, sondern auch von „bekannten Unterhaltungssendungen“ – also Vertretern fiktionaler Genres – erfüllt wird.

Weitergehend vermitteln Genres aber auch zwischen privaten *Raum* und öffentlichen *Raum*, d.h. sie ermöglichen es den Menschen mittels des Fernsehkonsums an den gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklungen teilzuhaben. Insbesondere für Unterhaltungsgenres gilt dabei, dass zu unterschiedlichen Zeiten jeweils andere Genres das gesellschaftliche Zeitgespräch besonders intensiv anzuregen scheinen. Die aufgeregten Diskussionen, die beispielsweise die Ausstrahlung der ersten Soap Operas, dann der Real Life Soaps sowie vor wenigen Jahren der Casting Shows auslösten, geben zusammen mit der gleichzeitigen Popularität der Sendungen Hinweise darauf, dass Genres kulturellen und gesellschaftlichen Entwicklungen Ausdruck verleihen und als Impulsgeber für den öffentlichen Diskurs fungieren können.

Dass Genres Konjunkturen erleben können, Phasen durchlaufen, in denen sie besonders populär sind und viel diskutiert werden, und andere, in denen das Publikumsinteresse wieder abflaut und sie an Bedeutung verlieren, zeigt bereits ein cursorischer Blick in die Medien- und Kommunikationsgeschichte. Um zu erklären, warum die Soap Opera im Radio in den 1930er und zu Beginn der 1940er Jahre großen Zuspruch fand, verwies Herta Herzog u.a. auf den Zusammenhang zwischen der Isolierung der Hausfrauen in den US-amerikanischen Vorstädten und ihrem Bedürfnis, sich im Radio zu informieren, dort Rat zu holen und das Gehörte in die Kommunikationen mit anderen einfließen zu lassen (vgl. Herzog 1944; 1941). Gesellschaftliche und mediale Entwicklungen sowie die Anforderungen der Alltagsgestaltung,

konkret der Übergang zur kapitalistischen Konsumgesellschaft, die erfolgreiche Einführung des Radios, die Erledigung der Hausarbeit mit ihren einsamen, sich wiederholenden Tätigkeiten – all das spiegelte sich in der Beliebtheit der Radio Soap.

Herzogs großer Verdienst ist es, erste Genreanalysen durchgeführt und erstmals die Vielfalt des Genreerlebens beschrieben zu haben. Das zeigt neben der Soap Opera-Studie vor allem auch ihre Analyse der Quizsendung *Professor Quiz*, deren Popularität sie auf die zahlreichen Gratifikationen zurückführte, die die Sendung für ihre RezipientInnen bereit hielt (vgl. Herzog, 1940). Neben den individuellen kognitiven Aspekten stand die Beliebtheit des Quiz-Genres in Zusammenhang mit gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklungen der damaligen Zeit wie der Verstärkung, der Herausbildung des Kleinbürgertums in den USA und einem spezifischen Bildungsbestreben. In der U.S.-amerikanischen Einwanderungsgesellschaft wurde Bildung in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zu einer zentralen, mit der Hoffnung auf gesellschaftlichen Aufstieg verbundenen Ressource. Auch die Beliebtheit der Quizshow im deutschen Fernsehen der 1960er und 1970er Jahre hängt

u.a. damit zusammen, dass sich in der vermeintlich nicht länger durch Klassen geprägten Mittelstandsgesellschaft ein bürgerlicher Bildungsbegriff durchsetzte und eine entsprechende Allgemeinbildung als Garant für Aufstieg und Erfolg galt. Über solche historisch spezifischen Bedeutungen hinaus gehören *Quiz- und Spielschows* neben den Nachrichtensendungen und Sportübertragungen zu den dauerhaftesten und beliebtesten Programangeboten, auch wenn sich Form und Inhalte aller drei Genres in den vergangenen Jahrzehnten deutlich verändert haben.

Zu der Zeit als Herzog in der amerikanischen Emigration die Radio-soaps und Quizshows erforschte, gelangte im nationalsozialistischen Deutschland der Heimatfilm zur vollen Blüte. Dieser erhielt eine staatliche Förderung, denn er

erfüllte in besonderem Maße Goebbels Vorstellungen von medialer Propaganda, die nicht nur auf die Hirne, sondern vor allem auf die Herzen der Menschen zielen sollte. Zugleich stellten diese Filme eine willkommene Ablenkung von einer zunehmend unübersichtlicher und bedrohlicher werdenden Weltlage dar. Dass der Heimatfilm dann in den 1950er Jahren eine neue Konjunktur erlebte, hing mit der Restaurationszeit ebenso zusammen wie mit der Suche nach neuen nationalen und geschlechtergebundenen Identifikationsangeboten, die Krieg und Nachkriegszeit vergessen ließen.

Interessant verlief die Entwicklung des Krimigenres im deutschen Fernsehen, das ab Ende der 1960er Jahre völlig unterschiedliche Ausprägungen erfuhr. Zum einen etablierten sich

Auch die Beliebtheit der Quizshow im deutschen Fernsehen der 1960er und 1970er Jahre hängt u.a. damit zusammen, dass sich in der vermeintlich nicht länger durch Klassen geprägten Mittelstandsgesellschaft ein bürgerlicher Bildungsbegriff durchsetzte und eine entsprechende Allgemeinbildung als Garant für Aufstieg und Erfolg galt.

mit *Der Kommissar* und *Derrick* ausgesprochen erfolgreiche Krimiserien. Autor beider Angebote war Herbert Reinecker, der während des Nationalsozialismus als Journalist, Bühnen- und Drehbuchautor Karriere gemacht hatte. *Derrick* und *Der Kommissar* knüpften an die Vorstellungen von Recht und Ordnung während der NS-Zeit an, propagierten die patriarchale Familie, hielten konservative Werte hoch und begegneten den

aufkommenden Jugend- und Protestbewegungen überwiegend mit Ablehnung. Parallel dazu entstand zum anderen mit der bis heute erfolgreichen *Tatort*-Reihe ein Format, welches das Krimigenre von Inhalt und Form her revolutionierte. Der Wandel, den der *Tatort* markiert, ist mit den tiefgreifenden gesellschaftlichen Umbrüchen und den Protestbewegungen der 1970er und 1980er Jahre eng verknüpft. Viele Sendungen, auch in anderen Genres, reflektierten die dadurch angestoßenen Modernisierungsprozesse, sie wurden temporeicher, setzten andere Musik ein und zeichneten sich durch eine realistischere Darstellungs- und Erzählweise aus. Nicht selten stellten die Geschichten nun etablierte Hierarchien entlang von Klasse, Geschlecht, Ethnie in Frage und brachen mit überkommenen Stereotypen. Schaut man sich alten Krimiserien an, dann fällt auf, wie langsam die Erzählung

voranschritt und wie unbeweglich die AkteurInnen agierten. Die Handlung blieb zudem vom Privatleben der Kommissare vollständig getrennt. Und erst in Folge der feministischen Frauenbewegung und der zunehmenden Kritik an den Geschlechterdarstellungen im Fernsehen begannen neben den Kommissaren auch Kriminalkommissarinnen zu wirken.

Anfang der 1980er Jahre avancierten *Dallas* und *Dynasty* in den USA zu Quotenhits. Sie verhalfen der Soap Opera dort zu neuer Popularität und machten das umstrittene Genre auch in Deutschland bekannt. Seit den 1990er Jahren haben verschiedene, täglich ausgestrahlte und im Vorabendprogramm gezeigte Endlosserien einen festen Platz im deutschen Fernsehprogramm. Diese erfolgreiche Einführung der Soap Opera ist mit der Privatisierung und Ökonomisierung des Rundfunks eng verbunden. Das Genre ermöglichte neue, stark routinisierte Produktionsweisen, um den so dringend benötigten „Content“ längerfristig zu sichern, und eröffnete mit Kulturmarketing und Product Placement auch neue Vermarktungsstrategien. Vor allem, eine für die Werbetreibende Industrie besonders relevante

jugendliche Zielgruppe, wurde durch die Serien erreicht, weil viele junge Menschen die Soaps regelmäßig und mit Vergnügen verfolgten und die Erzählungen u.a. dazu nutzten, ihre sozialen und kommunikativen Beziehungen zu gestalten.

Anfang der 1990er Jahre sorgte dann die Ausdifferenzierung und Weiterentwicklung eines schon lange existierenden Genres, der Talkshow, für gesellschaftlichen Konfliktstoff. Die Daily Talks verzichteten auf prominente Gäste und thematisierten den ganz gewöhnlichen Alltag, wobei kein Thema tabu blieb. In diesen Sendungen kam der tief greifende Wandel der europäischen Fernsehlandschaft vom „public service“-Modell hin zum „private ownership“-Modell plastisch zum Ausdruck. Hier wurden nicht mehr BürgerInnen adressiert, denen Fernsehen Informationen und Bildung vermitteln sollte, stattdessen rückten KonsumentInnen in den Vordergrund, deren Aufmerksamkeit durch zielgruppengenaue Ansprache, neue Anreize sowie die Behandlung alltagsnaher Themen gewonnen werden sollte. Die

Daily Talks zählen zu den nicht-fiktionalen Unterhaltungssendungen und gelten als eine frühe Form des Reality TV, einer Genrefamilie, deren Angebote den Alltag thematisieren und Alltagsmenschen als AkteurInnen in den Mittelpunkt rücken.

Das Reality TV hat sich seit seinen Anfängen stark ausdifferenziert und – man denke etwa an *Big Brother* oder *Deutschland sucht den Superstar* – für immer neue Debatten gesorgt. Als Angebotsform des „Dazwischen“ – zwischen Information und Unterhaltung, zwischen Realität und Fiktion, zwischen Inszenierung und Authentizität, zwischen Fakt und Fiktion – hat sich das Reality TV dauerhaft neben dem nicht-fiktionalen Informationsprogramm und dem fiktionalen Unterhaltungsprogramm in das Fernsehen eingeschrieben. Prozesse der Differenzierung und Individualisierung der Lebensführung sowie der

Mediatisierung des Alltags spielen für diesen Erfolg des Reality TV eine große Rolle. Die Auflösung ehemals fest gefügter Lebensmuster, die das Individuum von Geburt an in soziale Gruppen mit ihren je eigenen Lebensweisen und Vorgaben für die Lebensführung einband, führten zum Verlust unmittelbarer

eigener lebensweltlicher Erfahrungen. Zugleich konfrontierten sie das Individuum mit der Notwendigkeit, ständig neue Lebensentscheidungen zu treffen, ohne dabei auf altbewährte Muster zurückgreifen zu können. Umso relevanter wurde es, aus den Medien und dabei insbesondere dem Fernsehen zu erfahren, wie die zahlreichen Probleme des Alltags bewältigt und Beziehungen gelebt werden und welche Verhaltensweisen in welchen sozialen Situationen möglich und sinnvoll sein könnten.

Tanja Thomas (2004) u. a. konstatieren eine Passgenauigkeit zwischen dem bis heute populären RTV-Genre der Casting Show und der neoliberalen gesellschaftlichen Wende, u.a. weil die Sendungen die neoliberale Anforderung der Selbstvermarktung und ständigen Arbeit am Selbst explizit thematisieren. Die Popularität des Reality TV und seine rasante Ausdifferenzierung hängt mit den soziokulturellen Entwicklungen eng zusammen, wird aber durch andere Veränderungen

Erst in Folge der feministischen Frauenbewegung und der zunehmenden Kritik an den Geschlechterdarstellungen im Fernsehen beginnen neben den Kommissaren auch Kriminalkommissarinnen zu wirken.

ergänzt und verstärkt, wie etwa neue Produktionstechniken, den globalen Formathandel, neue Finanzierungsmöglichkeiten etwa durch Einnahmen von SMS-Abstimmungen oder die Neuorganisation der Produktionsweise.

Genres zeigen sich in den gewählten Beispielen in vielfacher Hinsicht als zeitgebunden und zeitabhängig. Um die Gründe dafür besser zu verstehen, bedarf es eines dynamischen Genrebegriffs, wie er etwa im Rahmen der Cultural Studies vorgeschlagen wurde.

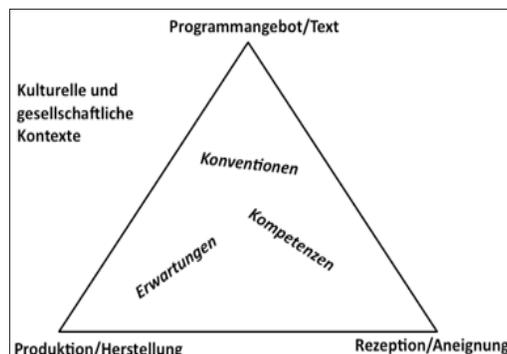
Genres als kulturelle Praxis

Den Cultural Studies zufolge stellen Genres kulturelle Praxen dar, die die potentiell unbegrenzte Vielfalt an Bedeutungen begrenzen, die im Medienprozess produziert werden. In diesem Sinne strukturieren Genres den gesellschaftlichen Selbstverständigungsprozess, der durch Medien und hier vor allem durch das Fernsehen vermittelt und initiiert wird. Genres sind dann als historische Phänomene zu begreifen, die in spezifische soziale und kulturelle Kontexte eingebunden sind und gesellschaftliche Hierarchien und Konfliktlinien spiegeln. Die angeführten Beispiele zeigen, dass Genres gesellschaftlich und kulturell bestimmt sind, aber zugleich auch ermöglichen, sich mit Entwicklungen in Kultur und Gesellschaft zustimmend, ablehnend oder moderierend auseinanderzusetzen. Damit verbunden produzieren und reproduzieren Genres gesellschaftliche Normen und Ordnungsvorstellungen, etwa über den Wert von Mann und Frau, die Wertschätzung für manuelle Arbeit, die Bedeutung von Gewalt, etc. Dass es einen Zusammenhang gibt zwischen sozialer Positionierung und Genrepräferenzen, zwischen Genremerkmalen und der gesellschaftlichen Bewertung von Genres, haben Studien in der Tradition der Gender Studies und der Cultural Studies – vor allem im Rahmen der feministischen Soap Opera Studien – diskutiert. Explizit tritt die soziale Distinktionsfunktion von Genres im Begriff des „Unterschichtenfernsehens“ und der in Deutschland dazu geführten Debatte zu Tage.

John Fiske (1987) hat Genres, wie in Abb. 1 schematisch dargestellt, als Dreiecksbeziehung zwischen Produktionsbereich/ProduzentInnen, Programmangebot/Text und Rezeptionsbereich/Publika charakterisiert. Dieses trianguläre Verhältnis ist Fiske zufolge in besonderem Maße durch drei Faktoren geprägt: durch Genreerwartungen,

Genrekonventionen und Genrekompetenzen. Diese vermitteln die Dynamik von Genres, ihre ständige Bewegung und Veränderung, da die aktuelle Praxis immer geprägt ist von vergangenen und zukünftigen Erwartungen an die Sendungen eines spezifischen Genres, an die Einhaltung der sich so herausbildenden Genrekonventionen und an die Kompetenzen, Genremarkierungen in den Text einzuschreiben bzw. daraus zu erschließen (vgl. auch Creeber, 2001).

ABB 1: Genres als kulturelle Praxis.



Quelle: eigene Darstellung unter Bezugnahme auf Fiske (1987)

Der Zusammenhang zwischen den AkteurInnen der Dreiecksbeziehung und den, diese Beziehung dynamisierenden Faktoren, ist in Abb. 1 angedeutet: *Konventionen* zeigen sich in Form, Inhalt und Erzählweise des Genretextes, spielen aber auch bei der Herstellung als Produktionsroutinen und in der Rezeption als routinisierte Lesarten und Aneignungsweisen eine Rolle. Ebenso verhält es sich mit *Genrekompetenzen*, die die spezifischen Sehweisen und Aneignungsformen der unterschiedlichen Publika bestimmen, und zugleich im Text wirksam werden, etwa durch Hinweise darauf, ob es sich um einen fiktionalen oder nicht-fiktionalen, um einen lesbaren, schreibbaren oder produzierbaren Text handelt. Auch die Produktion spezifischer Sendungen setzt intensive Genrekompetenzen voraus, damit diese als Varianten bestehender Programmangebote erkennbar sind und entsprechend vermarktet werden können. Schließlich beziehen sich *Genreerwartungen* unmittelbar auf das Verhältnis von Text und Rezeption, denn Programmangebote müssen von den RezipientInnen in die bestehenden kognitiven Schemata eingeordnet werden können und entsprechend Merkmale aufweisen, die für ein bestimmtes Genre konstitutiv sind und es von anderen unterscheidet. In die Produktion oder Distribution von Genres sowie bei ihrer spezifischen Platzierung im Programm gehen ebenfalls

vielfältige Genreerwartungen ein, die mit Vorstellungen von den zu erreichenden Publika und ihren Rezeptionsinteressen verbunden sind.

Dabei müssen die Erwartungen, die ein Genre weckt, von den spezifischen Angeboten einerseits erfüllt und andererseits überschritten werden. Neu eingeführte Sendungen müssen, um nicht langweilig zu sein, stets auch Ungewohntes bieten, aber sie müssen zugleich als Varianten eines vertrauten Genres erkennbar bleiben. Deshalb haben Fiske u.a. darauf hingewiesen, dass Genres Grenzssetzungen beinhalten, die die Bedeutungsproduktion regulieren, diese Grenzen aber zugleich ständig ausdehnen oder überschreiten, damit sie als kulturelle Praxen *lebendig*, also interessant, aktuell, relevant bleiben. Damit sind Genreerwartungen, -konventionen und -kompetenzen in einen zeitlich dynamischen, sich gegenseitig beeinflussenden Prozess eingebunden. Die Entstehung von Hybridgenres ist eines der regelmäßigen Folgen dieser Suche nach Programmangeboten, die klar als vertrautes Exemplar eines bewährten Genres erkennbar sind und zugleich Neues und Überraschendes zu bieten haben.

Genres als dynamische, ständig in Bewegung bleibende, sich verändernde kulturelle Praxen sind damit in vielfacher Hinsicht an die Kategorie Zeit gebunden. Dieser Zusammenhang soll abschließend systematischer entfaltet werden.

Aspekte des Zusammenhangs von Genre und Zeit

Für Genres als kulturelle Praxis sind Abb. 1 zufolge vier Faktoren wichtig: der Zusammenhang von Text, Rezeption und Aneignung sowie Produktion und Herstellung und dessen Rahmung durch Kultur und Gesellschaft. Zeit ist für die konkrete Ausprägung und Wirkung dieser Faktoren auf vielen Ebenen bedeutend.

Für ein Programmangebot/einen Text ist die zeitliche *Positionierung im Fernsehprogramm* bedeutend: Welchen Stellenwert nimmt die Sendung im gesamten Programmschema ein? An welchen und wie vielen Wochentagen und zu welchen Tageszeiten wird es gesendet? Das Gerichts-TV findet sich im Tagesprogramm, die Soap Opera nach wie vor am Vorabend, die bekanntesten Casting Shows haben es in die Primetime geschafft, Horrorfilme dagegen werden im Spätabendprogramm platziert. Solche Entscheidungen über die zeitliche Positionierung werden unter anderem da-

durch beeinflusst, welche Zielgruppen wann am besten erreicht werden können. Auch Normen, Werte und Gesetze bestimmen die Platzierung mit, da etwa Filme, die nicht jugendfrei sind, erst spätabends gezeigt werden dürfen.

Daneben weisen Genres eine *innere Zeitstruktur* auf. Handelt es sich um zeitlich begrenzte oder Endlosserien, um Reihen oder Einzelproduktionen? Die Serialität ist deshalb so bedeutend, weil sie die Bindung der Zuschauerinnen und Zuschauer erhöht. Diese resultiert aus dem inhaltlichen Interesse daran, zu verfolgen wie eine Geschichte weitergeht, aus dem Vergnügen an einem bestimmten Format, oder auch aus der damit ermöglichten Routine, so dass die wiederkehrenden Sendungen den Alltag strukturieren helfen. Weiter spielt auch der *Umgang mit Zeit innerhalb der einzelnen Genres* eine Rolle. Science Fiction verspricht den Blick in die Zukunft, die Nachrichten erklären uns das gerade Geschehene, die Liveübertragung lässt uns zeitgleich am Geschehen teilnehmen, der historische Film arbeitet Vergangenes auf. Ungewöhnlich ist der Umgang mit Zeit in vielen Soap Operas, die den Ablauf der Serienzeit mit dem Ablauf der Realzeit parallelisieren, während viele andere Formate sich zeitlich nicht verorten lassen. So vergeht etwa bei der *Tatort*-Reihe zwischen den einzelnen Sende-terminen keine bestimmbar Zeit und die Akteurinnen und Akteure durchlaufen kaum eine Entwicklung.

Mehrfach angesprochen wurde bereits der im Zeitverlauf stets beobachtbare *Wandel der verschiedenen Genres*, ihrer Hybridisierung und Ausdifferenzierung durch eine Veränderung von Genremerkmalen und Genreerwartungen, die sowohl durch die Prozesse von Wiedererkennung und Langeweile als auch durch gesellschaftliche und kulturelle Wandlungsprozesse bedingt sein können, wie die obigen Beispiele (vgl. 2.) verdeutlichen.

In Bezug auf die Rezeption/Aneignung hat Irene Neverla (vgl. 1992, S. 79ff.) u.a. die zeitliche Einbindung der Fernsehnutzung in den Kontext der Freizeit, d.h. die *Zeitallokation im Tagesverlauf* und die Fernsehnutzung als rituelles und habituelles Handeln beschrieben, das der *zeitlichen Strukturierung des Tagesablaufs* dient. Das Verhältnis von Alltagszeit und Fernsehkonsum ist relativ gut erforscht, da es auch zur zielgruppenspezifischen Ansprache von ZuschauerInnen genutzt wird, insbesondere auch in Bezug auf

die Einführung und Positionierung von Genres. Weniger Aufmerksamkeit hat dagegen der von Neverla angesprochene Zusammenhang von biographischer *Lebenszeit* und Fernsehkonsum erfahren. Diesen Zusammenhang bestätigen Studien, die im Rahmen der Cultural Studies entstanden sind: So haben zunächst die Jugendkulturstudien, dann die Soap Opera Studien, die kulturelle Eingebundenheit des Genrekonsums und damit seine generationsspezifische Ausprägung gezeigt. Der Eintritt in eine neue Lebensphase ist zudem oft mit einer Veränderung von Genrepräferenzen verbunden – was man als Kind geschaut hat, ist in der Regel für Jugendliche nicht mehr interessant und die Präferenzen der Jugendphase überdauern nur selten das Erwachsenwerden. Dann jedoch stabilisieren sich häufig Genrepräferenzen, auch weil diese an soziale Gruppenmerkmale, an Alter, Geschlecht, Schicht etc. gebunden sind.

In der Produktion/Herstellung interessiert das Verhältnis von (*Medien-)Arbeit und Zeit*. Zeit spielt dabei eine Rolle in den Prozessen und Routinen der Herstellung und Distribution von Angeboten. Hierbei kommt Genres deshalb eine große Rolle zu, weil sie die Standardisierung von Produktionsabläufen und Programmmentscheidungen ermöglichen. Zeit spielt in der Produktion auch in Bezug auf die *Weiterentwicklung und Veränderung von Medientechnik und Medienorganisation* eine große Rolle. *Big Brother* wäre ohne die Weiterentwicklung der Kameratechnik und den Einsatz zahlreicher, wenig auffälliger Kameras nicht denkbar gewesen. Das Handy und SMS erleichterten das Voting der ZuschauerInnen bei der Sendung und erschlossen zudem eine neue Einnahmequelle. Auch das weit verbreitete Outsourcing und der Formathandel haben zur Veränderung der Arbeitsinhalte und Arbeitsroutinen geführt. Wie oben bereits erwähnt, spielt Zeit in der *Programmplanung* eine große Rolle. Das betrifft sowohl die Planung des Fernsehjahres wie auch die Planung des wöchentlichen und täglichen Sendeschemas und der einzelnen Sendungsabläufe. Zeit wird hier zu einer im Rhythmus des Kalenders und im Takt der Uhr exakt verplanten knappen Ressource.

Dass Kultur und Gesellschaft Genres vielfältig kontextuieren, hat der kursorische Blick in die Mediengeschichte gezeigt. Die *Zeitgebundenheit* von Genres zeigt sich u.a. daran, dass Politik (z. B. die Konjunktur des Heimatfilms im Nationalsozialismus) und Wirtschaft (z. B. das Aufkommen der Soap Opera zu Beginn der 1990er Jahre) auf ihre Entwicklung Einfluss genommen haben und nehmen. Neue, ungewohnte Genres bringen gesellschaftliche Entwicklungen zum Ausdruck und ermöglichen zugleich eine breite Diskussion darüber. Insofern kann von einer Passgenauigkeit zwischen Genre-Diskurs und *gesellschaftlichem Zeitgespräch* gesprochen werden, weil Genres Individuen oder sozialen Gruppen dazu dienen können, sich mit Problemen und Anforderungen der Gesellschaftsentwicklung auseinanderzusetzen.

Schlussbemerkung

Die Konjunktoren, die Genres durchlaufen, ihr Erscheinen und ihre Entwicklung, ihre Hochzeiten, ihr Abflauen oder Wiederaufflackern haben viel mit den gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklungen zu tun, sind aber zugleich auch mit Veränderungen im Bereich der Produktion wie der Rezeption von Fernsehtexten verbunden. Als miteinander verschränkte soziale Konstruktionen strukturieren und begrenzen Genres und Zeit die potentiell endlose Vielfalt der Sinn- und Bedeutungsproduktion im Fernsehen, helfen diese zu bändigen. Die im Medienprozess geschaffenen Bedeutungsräume werden durch Zeit strukturiert und geordnet. Andersherum trägt die im Medienprozess zum Ausdruck kommende „Medien-Zeit“ zur Konstruktion von bedeutungsvollen Medienräumen bei. Auch in Bezug auf den Medienprozess gilt damit, dass es keine raumlose Zeit und keinen zeitlosen Raum gibt. Das zeigt sich im Besonderen auch an jener dynamischen Dreiecksbeziehung, in der textuelle Bedeutungen produziert und gebändigt werden und die zugleich ihre ProduzentInnen und RezipientInnen spezifisch situiert.

Bibliographie:

- Creeber, G. (Hg.) (2001). *The television genre book*. British Film Institute. London.
- Fiske, J. (1987). *Television culture*. Routledge. London
- Herzog, H. (1940). Professor Quiz – A Gratification Study. In: Lazarsfeld P. F. (Hg.), *Radio and the Printed Page*. An Introduction to the Study of Radio and Its Role in the Communication of Ideas. (= History of Broadcasting: Radio to Television). Duell, Sloan and Pearce. New York. S. 64-93.
- Herzog, H. (1941). On Borrowed Experience. An Analysis of Listening to Daytime Sketches. In: Horkheimer, M. (Hg.) *Zeitschrift für Sozialforschung. Studies in Philosophy and Social Science*, 9 (1), S. 65-95.
- Herzog, H. (1944). What Do We Really Know About Daytime Serial Listeners? In Lazarsfeld P. F., & Stanton F.N. *Radio Research 1942-1943*. Duell, Sloan and Pearce. New York. S. 3-33.
- Neverla, I. (1992). *Fernseh-Zeit*. Zuschauer zwischen Zeitkalkül und Zeitvertreib. Eine Untersuchung zur Fernsehnutzung. Ölschläger. München.
- Thomas, T. (2004). „Mensch, burnen musst Du!“ Castingshows als Werkstatt des neoliberalen Subjekts. In: *Zeitschrift für Politische Psychologie*, 12 (1+2), S. 191–208.

Elisabeth KLAUS

ist Professorin am Fachbereich Kommunikationswissenschaft der Universität Salzburg. Arbeitsschwerpunkte: kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung, Cultural Studies, Unterhaltungs- und Öffentlichkeitstheorien.

Zu ihren Veröffentlichungen gehören u.a.: *Journalistinnen 1848-1990. Eine Geschichte in Biographien und Texten*. (in Druck, mit Ulla Wischermann), *Kann die Migrantin sprechen? Migration und Geschlechterverhältnisse*. (2012, als Mitherausgeberin), *Identität und Inklusion im europäischen Sozialraum*. (2010, als Mitherausgeberin), *Kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung. Zur Bedeutung der Frauen in den Massenmedien und im Journalismus*. (2005).

Rezensionen

CLEMENS APPRICH / FELIX STADLER (HRSRG.): *Vergessene Zukunft. Radikale Netzkulturen in Europa*. Bielefeld: transcript 2012, 348 Seiten.

Das Netz als rhizomatische Struktur war in seinen Frühzeiten (den 90er Jahren) mit Hoffnung und Phantasie verbunden und wesentlich innovativensgeladener als in den folgenden 2000er Jahren, zumal ProtagonistInnen der Computer(kultur)szene noch jenseits realpolitischer Vorgaben wie Zensur oder Copyright-Verboten agieren konnten. Das „freie“ Internet stand im europäischen Raum gleichbedeutend für neue Räume der Vernetzung, alternative Kommunikationskulturen und Partizipationsmodelle sowie widerständische Praxen. Dieser Band dokumentiert in sehr ausführlicher Weise, welche Resonanzräume der Cyberspace ehemals bezüglich Freiheitsversprechen und Vernetzungsoptionen bot, die – im Gegensatz zu amerikanischen „Freiheitsphantasien“ jenseits der Politik – wesentlich stärker an reale Prozesse gekoppelt waren. Dies wird in drei großen Kapiteln, die sich jeweils in drei Blöcke – je fünf thematische Beiträge, sechs Interviews und ca. zehn Zeitdokumente – gliedern, aufgearbeitet. Initiiert wurde das „Erinnerungs-“Projekt vom World-Information Institute.

In Kapitel 1 – Räume und Vernetzung – geht es unter anderem um die Wiederaneignung von Räumen und symbolische Kultur. Fast wehmütig wird der/die Leser/in an die Reclaim the Streets-Bewegung der frühen 1990er Jahre erinnert, die den „öffentlichen Raum vor seiner Nutzung als Arena der Kontrollgesellschaft und der Konsums zurückerobern“ (Becker 2012, S. 33) wollte; oder an Radiopiraten und freie Mediacamps, wie sie u.a. von Public Netbase in Wien veranstaltet wurden – zumeist begleitet vom Androhen der polizeilichen Räumung (ebd., S. 37). Die rhetorische Frage, „ob alles umsonst war“ wird mit dem Aufruf zu Intervention und der Entwicklung neuer Widerstandsstrategien beantwortet (ebd., S. 38) – dabei blickt der Autor weniger objektiv auf vergangene Prozesse, als parteilich agitatorisch in eine schwierige Zukunft der Rückeroberung eines „freieren“ Internets. Hier zeigen sich auch erste Schwachpunkte des vorliegenden Bandes, der – mit Ausnahme einiger Interviews – weniger

eine objektive, kritische oder wissenschaftliche Aufarbeitung der Vergangenheit, als eine penible Dokumentation derselben ist. Vor allem der Abdruck von Dokumenten wie der „Amsterdam Agenda“, des „Gelbe(n) Papier(s)“ oder der Kündigung von Public Netbase im Wiener Museumsquartier und der darauffolgenden Stellungnahme zeugen von der Selbstreferentialität der kritischen Medien/Künstler- und Aktivisten-Szene.

Im Anschluss an Armin Medosch's Kritik an der aufkeimenden „neuen kommerziellen Massenkultur“ (Mokre 2012, S. 19) erinnert Monika Mokre an die Definition des öffentlichen Raumes als politisch geprägten und beklagt das damalige Schwinden jenes öffentlichen Raumes in Wien, der dem politischen Postulat nicht entsprach und „kritische Kulturproduktion“ (ebd., S. 28) der kommerziellen Nutzung z.B. durch Gastronomiebetriebe vorzog. Öffentlicher Raum sei „in erster Linie als Ausweichfläche gastronomischer Betriebe verstanden“ (ebd., S. 29) worden. Ted Byfeld setzt der nettime-Mailingliste als Möglichkeit der Kommunikation in einer strukturierten Internet-Umgebung ein Textdenkmal (vgl. S. 39-45), und Branka Curcic resümiert das Projekt Period After, das, den Nachkriegs-Entwicklungen am Balkan gewidmet, neue kommunikative Modelle der digitalen Informationsverarbeitung und Vernetzung kreierte.

Im zweiten Kapitel werden Praxen des Widerstands abgehandelt. Beispielhaft soll hier Martin Wassermairs Beitrag zum schwierigen Verhältnis von öffentlichem Geld und Netzkultur besprochen werden, der, wiederum an Public Netbase gekoppelt, die partei- wie auch ideologieabhängige Wankelmütigkeit politische Förderung kritisiert und den neoliberalen Gesellschaftsumbau beklagt. Die weiteren Beiträge handeln u.a. von kritischer Eventarbeit, Independent Space Travel und italienischem Cyberpunk. Es folgen sechs Interviews mit Public Netbase-Protagonisten, PhilosophInnen und MedienkünstlerInnen zum Thema Internet/Medien-Aktivismus und dessen Zukunft. (Gerald Raunig, Klaus Schönberger, Konrad Becker & Martin Wassermair, Christina Goestl, Mike Bonnanno und Katja Diefenbach). Als Dokumente finden sich neben einem „Offenen Brief (der Public Netbase) an die Österreichische Öffentlichkeit“ u.a. eine Stellungnahme zur Behauptung von Dr. Jörg Haider (FPÖ), in

der Public Netbase der Verbreitung pornografischer Darstellungen bezichtigt wird. Alleine an diesem Dokument zeigt sich die ideologische Aufladung der Kritik am österreichischen Netz-Aktivismus als schädlich und andersartig seitens der populistischen Rechtspartei(en). Auch findet sich zum Thema „Taktische Medien“ ein Vortrag von Geert Lovink, eines der Hauptprotagonisten der Cyberkultur (vgl. S. 210-205).

Um Kulturen der Partizipation geht es im dritten Kapitel des Buches. Es beschäftigt sich schwerpunktmäßig mit der Praxis des „Do-it-yourself“ u.a. aus der Perspektive der Hacker. Der Beitrag von Felix Stadler widmet sich eher theoretisch den (damals) neuen Architekturen der Teilhabe im Netz; Servus.at repräsentiert die Public Access Strategie des Linzer „Netzkulturknotens“ (S. 227) als Plattform für Kunst- und Kulturschaffende. Hacktivismus als politische Aktion ist das Thema im Beitrag von Tatjana Bazzichelli (vgl. S. 239-243). Rosa Reitsamer beschäftigt sich mit Netzwerksolidarität am Beispiel elektronischer Musikszenen (vgl. S. 245-251). Abermals finden sich nach sechs Interviews (mit Francisco de Sousa Webber, Herbert Gnauer, Chris Kummerer, Marie Ringler, Petja Dimitrova und Wolfgang Sützl) zahlreiche Dokumente zu Open Culture, Free Bitflow Hacklabs und das „Cyberfeminist Manifesto“. Der Anhang enthält eine Veranstaltungsliste der Public Netbase von 1994 bis 2006: u.a. zu den populären Themen wie Raubkopie, Fakes, Netlabels und der Krise der Musikindustrie.

Fazit: Einerseits ist der vorliegende Band eine eher unkritische Selbstbespiegelung einer intellektuellen Szene und Protestkultur, die eindeutig gegen wirtschaftliche Interessen Stellung bezogen hat. Andererseits ist dieses Werk aber auch ein wichtiges Zeitdokument über das Unvermögen, Politik(en) sinnvoll auf neue digitale Kulturtechniken einzustellen und stattdessen Verbote zu formulieren, physische Räumungen von kritischen Vereinen zu veranlassen und Zensurphantasien wiederzubeleben.

Gerit Götzenbrucker, Wien

NELLIE BLY: *Zehn Tage im Irrenhaus. Undercover in der Psychiatrie.* Herausgegeben, übersetzt und mit einem Nachwort von Martin Wagner. Berlin: AvivA 2012, 190 Seiten.

Am 9. und 16. Oktober 1887 erschienen in der New York World die zwei Teile der ungewöhnlichen und Aufsehen erregenden Reportage einer jungen Undercover-Journalistin über ihre Erlebnisse in einer psychiatrischen Anstalt, nur zwei Monate später folgte die Buchausgabe im New Yorker Verlag Norman L. Munro. Nach 125 Jahren gibt es jetzt die deutschsprachige Erstausgabe. Spät, aber doch. Die Edition ist – auch wenn der Originaltext mit den zeittypischen, heute seltsam anmutenden Pressezeichnungen von Walt McDougall im Internet leicht aufzufinden ist – zu begrüßen, um einem spannenden Kapitel der Entwicklung des Journalismus und vor allem der Rollenreportage Aufmerksamkeit zu verschaffen; um die in der Forschung noch immer unterrepräsentierte Rolle von Frauen im Journalismus zu korrigieren und nicht zuletzt, weil es Martin Wagner gelungen ist, wichtige Kontexte zu recherchieren und damit eine kompakte historisch-kritische Ausgabe der Reportage vorzulegen. Wagner hat an der Universität Wien Germanistik studiert, für den Rowohlt Verlag gearbeitet und 2009 ein Promotionsstudium in Yale, New Haven, begonnen.

Nellie Bly (Pseudonym; eigentlich Elizabeth Cochran(e), 1864-1922) hatte zehn Tage undercover in der Frauenpsychiatrie auf Blackwell's Island verbracht und ihre Beobachtungen dieser Innensicht geschildert. Ein erstaunlicher Auftrag, denn sie war keine Expertin für psychiatrische Fragen, verfügte kaum über formale Schulbildung noch über journalistische Erfahrung. Aber sie war ehrgeizig, unerschrocken und passte – eine junge Journalistin in erheblicher Gefahr – in ein neues verlegerisches Kalkül: Sie machte die Rolle des journalistischen „Stunt Girls“ berühmt.

1885 hatte sie – schlecht bezahlt und mit Themen aus Gärtnerei und Mode unterfordert – beim Pittsburg Dispatch begonnen, aber schon nach einem Jahr gekündigt, um Spanisch zu lernen und für sechs Monate aus Mexiko zu berichten. Ihre Texte erschienen 1886 unter dem Titel: Six Months in Mexiko als Buch. 1887 ging sie schließlich nach New York, wo ihr nach mühevoller und erfolgloser Jobsuche das Psychiatrie-Projekt der Pulitzer-Zeitung New York World angeboten wurde. Der große Erfolg sicherte ihr eine dauerhafte Anstellung. Sie ließ dieser ersten viele weitere Rollenreportagen folgen, etwa als angeblich Kranke in der Poliklinik, als Angehörige der Heilsarmee, um deren Organisation und Agieren zu recherchieren, sie arbeitete in Warenhäusern und als Hausmädchen, ließ sich verhaften, um

über ein Frauengefängnis berichten zu können, deckte 1888 die Machenschaften des Lobbyisten Edward R. Phelps und die Korruption im New Yorker Parlament auf.

Für ihre verdeckt-teilnehmenden Beobachtungen ging Bly ein erhebliches Risiko ein, sie engagierte sich für sozial Schwache und Benachteiligte. Ihre Storys waren glaubwürdig und authentisch, weil selbst erlebt, beglaubigt durch den ungefilterten Tatsachenblick. Und sie waren spannend, weil die LeserInnen mit der jungen Frau bangen konnten, die sich in gefährliche Situationen begab und die eigene Rolle im Spiel stets ausführlich und oft zentral beschrieb. Sie war die wichtigste und berühmteste „Stunt-Reporterin“ ihrer Zeit.

„Stunt“-Reportagen waren eine neue Form des Journalismus und mit ihren Rechercheformen auch mehr oder weniger direkte Vorgänger der „Muckraker“-Bewegung Ende des Jahrhunderts. Während „Exposure“-Reportagen Korruption in öffentlichen Institutionen aufdeckten, machten die „Stunt-ReporterInnen“ geschlossene Institutionen und deren Handeln öffentlich, indem sie sich mit falscher Identität und gespielter Rolle dort einschlichen und so Recherchebarrieren überwinden konnten. Es ist eine Besonderheit der „Stunt-Reportagen“, dass die Beschreibung des Rollenspiels, Risikos, des ungewöhnlichen Vorgehens und ganz allgemein die Person der Reporterin zentralen Raum einnehmen. Mitunter wird diese Schilderung zum eigentlich tragenden Motiv; Story und Person werden – ungeachtet der Aufdeckungserfolge und der Aufklärungsleistung – untrennbar miteinander verbunden. Damit erhoffte man sich die Ansprache neuer Schichten von LeserInnen, ein durchaus erfolgreiches Unterfangen. Ein gutes Beispiel für diese Verbindung von Person und Story bietet Nellie Blys Weltumrundung 1889/90. Das Vorbild von Jules Vernes Romanfigur Phileas Fogg unterbot sie und schaffte das Unternehmen in 72 Tagen – es war das Medienereignis des Jahres, ihr Buch erschien 1890.

Am Höhepunkt ihrer journalistische Karriere verließ sie den Journalismus, verfolgte einige wenig erfolgreiche Projekte, heiratete 1895 nach zwei Wochen Bekanntschaft einen um 40 Jahre älteren Stahlindustriellen. Als dieser 1904 starb, übernahm sie die Leitung der Firma, bemühte sich um soziale Verbesserungen für die 1500 MitarbeiterInnen, vertraute den falschen Leuten und konnte den Niedergang des Unternehmens nicht verhindern. 1912 kehrte sie in den Journalismus zurück, ab 1914 als Kriegsberichterstateterin aus Europa.

Für David Randall, den Autor des Bandes *The Great Reporters* (London, Ann Arbor (MI): Pluto Press 2005), ist die 1922 verstorbene Nellie Bly eine der 13 weltbesten ReporterInnen (darunter drei Frauen) aller Zeiten.

Dass Nellie Bly – wie Martin Wagner meint – „in Deutschland bislang kaum bekannt“ (S. 147) wäre, stimmt zumindest für die Journalismusforschung nicht. Dass der Band hier ausdrücklich empfohlen sei, liegt – neben der Übersetzung – an Wagners instruktiver Biographie einer außergewöhnlichen Journalistin, an der ökonomischen wie der Genderperspektive auf den US-Journalismus und das Zeitungswesen im späten 19. Jahrhundert und an der Darstellung der damaligen Psychiatrie und der Behandlungsmethoden, einer Kontextualisierung, die sich in der Reportage von Bly so nicht findet. Und wie nebenbei beweist das Buch Sinn und Notwendigkeit, Werk und Biographie auch und gerade im Journalismus nicht zu vernachlässigen.

Hannes Haas, Wien

INGRID SCHRAMM / MICHAEL HANSEL (HRSG.): *Hilde Spiel und der literarische Salon*. Innsbruck/Wien/Bozen: Studien-Verlag 2011, 168 Seiten.

Irgendwann müssen Sammelbände einmal erscheinen, damit die Entfernung zum Datum der Tagung oder dem Geburtstags- oder Todesjubiläum einer zu feiernden Persönlichkeit nicht allzu groß wird. Hier geht es um den Geburtstag, den 19. Oktober 1911, der 1990 verstorbenen, verehrungswürdigen Hilde Spiel. Die Herausgeber sind MitarbeiterInnen am Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, wo auch der Nachlass der Journalistin und Schriftstellerin verwahrt wird. Für eine literarische Hommage tragen Julian Schutting, Peter Turrini und Ulrich Weinzierl (ihr Nachfolger als Kulturkorrespondent der Frankfurter Allgemeinen Zeitung) kurze Texte bei. Den literaturhistorischen Teil des schmalen, großzügig layoutierten Bandes machen sieben Aufsätze aus, die thematisch durch die Biographie und das Werk von Hilde Spiel zusammengehalten werden, nicht aber – oder nur teilweise – durch den viel versprechenden zweiten Teil des Titels, das Phänomen literarischer Salon.

Die englische Literaturhistorikern und Österreicherin Deborah Holmes gibt dazu zwar

eine präzise und materialgesättigte Einführung, ihre Anregungen werden aber von den anderen Beiträgerinnen nur beiläufig aufgenommen. So bleibt z.B. unklar, worum es – außer einem elaborierten Inhaltsreferat – eigentlich geht, wenn Ingrid Schramm sich unter dem seltsamen Untertitel „Fanny von Arnstein im Blickfeld ihrer Biografin Hilde Spiel“ (vgl. S. 35-53) mit deren monumentalen, meisterlichen Werk befasst. Ebenso verspricht der Titel „Ein Lebensentwurf zwischen Kaffeehaus und Salon“ von Evelyne Polt-Heinzl anderes als diese anekdotenreichen Skizzen aus dem literarischen Leben des Wien' der Nachkriegszeit. Gleiches gilt für das Namedropping anhand des „Gästebuches von St. Wolfgang“ (Spiels Sommerfrische und Latifundie), fraglos ein wahrer Fund, dessen Auswertung aber noch nicht zum Beitrag über das Thema Salon wird, indem man die geistreiche Notiz eines Gastes zitiert.

Alle diese Beiträge charakterisiert, dass sie ausführlich Gebrauch von Hilde Spiels drei ebenso anrührenden wie intellektuell brillanten autobiographischen Werken machen. Mehr Neues offerieren die Beiträge, die sich um eine Auswertung des Nachlasses bemühen. Hans A. Neunzig, der ja als Verwalter des literarischen Nachlasses schon einen umfangreichen Briefband ediert hat, dokumentiert materialreich und mit vielen überraschenden Aspekten („aufgerührt in meiner grenzenlosen, unermesslichen Liebe zu Wien“) „Hilde Spiels literarische Netzwerke“. Gleiches

gilt für Esther Schneider Handschin, die recherchiert hat, wie das Ehepaar Mendelssohn-Spiel im Nachkriegsberlin gelebt und gearbeitet hat und dies einbettet in den Lernprozess Demokratie Deutschlands und Österreichs. Schließlich gibt es auch einen Text über die Journalistin Hilde Spiel, der an die einschlägige kommunikationswissenschaftliche Dissertation von Doris Simhofer, (1998) erinnert, aber vor allem auf Forschungslücken verweist. Dieses Buch gilt der Literatin, der Schriftstellerin und der Literaturpolitikerin; beim nächsten Anlass sollte der Nachlass vielleicht ausgewertet werden, um der großen Journalistin zu huldigen, die Marcel Reich-Ranicki bekanntlich höher schätzte als die Romanautorin.

Noch etwas: Begeisternd ist das zahlreiche Bildmaterial: Porträts (z.B. der jungen Hilde Spiel, so ihr Universitätsausweis), Fotos (köstlich: Heurigenbesuch mit Thomas Bernhard), Autographen, Faksimiles (Seiten aus ihrem berühmten Tagebuch) – freilich allesamt ein wenig verschenkt, weil bestenfalls eine halbe Seite einnehmend, nicht selten bloß Briefmarkenformat. Alles zusammen ein wissenschaftlich fundiertes, anregendes und angenehm zu lesendes Buch über eine große Frau des österreichischen, deutschen und – durch ihr Exil – englischen kulturellen Lebens, die durchaus des doppelten oder dreifachen Buchumfanges würdig wäre.

Wolfgang R. Langenbacher

Empfehlung

 **Herbert von Halem Verlag**



WOLFGANG DUCHKOWITSCH / FRITZ HAUSJELL / HORST PÖTTKER /
BERND SEMRAD (Hrsg.)

Journalistische Persönlichkeit. Fall und Aufstieg eines Phänomens

Öffentlichkeit und Geschichte, 3
2009, 488 S., 2 Tab., Broschur, 213 x 142 mm, dt.
EUR(D) 29,50 / EUR(A) 30,20 / sFr. 49,60
ISBN 978-3-938258-82-8

Anlässlich der Emeritierung von Wolfgang R. Langenbacher (Wien) wurde im Oktober 2006 den Wechselbeziehungen zwischen Journalismus, Person und Werk nachgespürt. Davon ausgehend kommen in diesem Sammelband Autorinnen und Autoren aus Wissenschaft und journalistischer Praxis zu Wort, um den Stellenwert von Persönlichkeit im Journalismus, den Werkcharakter von journalistischen Leistungen sowie deren Kanonisierung zu erörtern.

»Journalismus« wird in diesem Band als spezifische Kulturleistung verstanden. Entgegen der herrschenden Lehre erlangen dann (wieder) Personen und ihre Biografie wissenschaftliches Interesse. Dabei gilt es auch journalistische Werke als solche (wieder) zu entdecken, die alles andere als tagesgebunden sind und die deshalb nicht einfach der Literatur (und ihrer Wissenschaft) zugeordnet werden sollten.

So mag das Postulat von Max Weber aus dem Jahre 1919 eingelöst werden, dass »eine wirklich gute journalistische Leistung mindestens so viel »Geist« beansprucht wie beispielsweise irgendeine Gelehrtenleistung«, damit unterschieden werden kann von den täglichen Mediendienstleistungen – Journalismus stellt einen stabilen Eigenwert moderner Gesellschaften dar.

Außerdem in der Reihe *Öffentlichkeit und Geschichte* erschienen:



HORST PÖTTKER
Abgewehrte Vergangenheit.
Beiträge zur deutschen
Erinnerung an den
Nationalsozialismus
Öffentlichkeit und Geschichte, 1
2005, 270 S., 4 Abb., Broschur,
213 x 142, dt.
EUR(D) 28,00 / EUR(A) 28,70 /
sFr. 47,10
ISBN 978-3-931606-94-7



DOROTHEE KRINGS
Theodor Fontane als Journalist.
Selbstverständnis und Werk
Öffentlichkeit und Geschichte, 2
2008, 400 S., Broschur,
213 x 142 mm, dt.
EUR(D) 29,50 / EUR(A) 30,20 /
sFr. 49,60
ISBN 978-3-938258-52-1

<http://www.halem-verlag.de>

info@halem-verlag.de

Bei Unzustellbarkeit
bitte zurück an:

medien & zeit

Währingerstrasse 29
A-1090 Wien

Erscheinungsort Wien,
Verlagspostamt 1180 Wien,
2. Aufgabepostamt 1010 Wien